

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1843)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655433>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Des Boten Gruß an die Leser.

Der Bote, der kommt immer wieder,
 Und bringt Euch seine Gaben mit.
 Er hinkt durch's Land herauf, hernieder,
 Hört manche Klage und manche Bitt'.
 Denn heutzutage kann's nicht fehlen,
 Es giebt sich manche Klage kund.
 Wer sonst nichts kann, kann doch
 schmälern!

Und, freilich — oft mit gutem Grund.
 Der Bote hört's, und sammelt stille,
 Was etwan dient ihm für sein Buch.
 Doch bei des Redens reicher Fülle
 Ist gar viel Wind und — leerer Spruch.
 Seh' ich dann Unart, Thorheit, Fehler,
 So schweig' ich nicht! Ich bring' es aus.
 Der Fehler ist ja wie der Stehler!
 Was kommt bei'm Schweigen auch heraus?

Die Narren werden ja nur größer;
 Die Schurken frecher! — Zwar der Hohn
 Der macht die Narren wohl nicht besser,
 Doch ist er ihr verdienter Lohn.
 Und steh'n sie offen da zum Lachen,
 So warnen sie manch' Andern noch.
 Sie selber kann's vorsichtig machen;
 Für sie wär' das das Beste doch.
 Doch Niemand soll nur immer lächen;
 Auch lernen sollen Alt' und Jung'.
 Drum bringt der Bot auch kluge Sachen,
 Zum Unterricht, zur Besserung.
 Nehmt's freundlich an! Es kömmt von
 Herzen;
 Ist ohne Bosheit, ohne Lück';
 Sey es zur Lehre, sey's zum Scherzen,
 Wär's nur zu eurer Freud' und Glück.

Von der Natur.

(Fortsetzung.)

Wir kommen zu einem merkwürdigen Thiere, das zwar überall im Lande vorhanden ist, aber doch aus Unverstand mißhandelt wird. Es ist der Igel. Er hat manches mit dem Dachs gemein. An seiner Gestalt, die, wenn er still sitzt, einer Erdscholle von weitem gleicht, sind die geraden und spitzigen Stacheln seiner Haut das Merkwürdigste. Sie sind des schwachen Thieres einzige Waffen. Denn wenn ein Hund oder Fuchs ihn angreifen will, so steckt er seine Schnauze zwischen die Hinterfüße, rollet sich zusammen, und ist dann nur eine Kugel voll Stacheln, die kein Thier so leicht anpackt. — Der Igel ist ein furchtames, durchaus unschädliches Thier. Er lebt unter Baumwurzeln oder in Erdböhlen, die er mit Laub und Gras ausfüllt. Im Winter vergräbt er sich tiefer, und verschläft die böse Zeit. Er frisst Obst, allerlei Beeren, Mäuse, Käfer aller Art, Regenwürmer, Schnecken u. dgl., thut also Niemand Schaden. Es ist daher unvernünftig und grausam, das arme und schuldlose Thier zu verfolgen und zu tödten. Wenn Manche einen Unterschied zwischen Hundsigel und Sauigel machen, so ist das der nämliche Irrthum, der sich auch beim Dachs findet.

Viel weniger bekannt ist der Fischotter. Er ist etwa so groß als ein Fuchs, hat aber niedrigere Füße, mit fünf scharf bewaffneten Zehen, die mit einer Schwimnhaut verbunden sind. Sein Gebiß ist wie das des Marders; sein Schwanz ist lang und gleicht einem Katzenchwanz. Sein Balg ist rothgrau, die Haare dicht und glänzend, die Haut sehr zähe und das Fell ist das Beste am Thiere. Doch wird auch das Fleisch

gegessen, und ist den Katholiken als Fastenspeise erlaubt. Der Fischotter hat seinen Namen von seiner Nahrung, die vorzüglich in Fischen besteht. Er streicht daher den Flüssen nach hinauf, geht in die Bäche, weiß auch die Fischweihler zu finden, und richtet in den Fischereien großen Schaden an. Darum und wegen seinem Balg wird ihm so sehr nachgestellt, daß er unter die seltenen Theile gehört. Er kann schwimmen und lange unter dem Wasser aushalten. — Vor einigen Jahren strich einer der Emme nach. Ihn sah ein Fischer und machte Lärm, er habe ein Krokodill gesehn! O ha!

Wir kommen nun zu einem Geschlecht kleiner Thiere, die sich aber oft übrig genug machen, und durch ihre Menge sehr schädlich werden. Es ist das Geschlecht der Mäuse. Komm du zuerst Schärmaus! „Um Vergeltung! Ich bin ein Maulwurf, und keine Maus, wenn ich schon ebenso klein bin und ebenso unbarbar verfolgt werde!“ Was! du bist keine Maus? „Nein! Sieh mir in's Maul, ich habe gar kein Mäusegebiß. Sieh meine Hände an, gleichen die den Mäusen?“ Nun ja du hast Recht, und ich will dein Fürsprecher seyn. Wie du aussiehst, weiß Jedermann. Aber was du thust, wissen Wenige. Du hast zwar ein Paar ganz kleine schwarze Neuglein, aber sie sitzen nur auf der Haut, und du bist blind. Aber sehr scharf hörst du, noch schärfer aber ist dein Geruch, in deiner langen spitzigen Schnauze, die einem kleinen Schweinsrüssel gleicht. Mit deinen beiden flachen Vorderfüßen, die einer Hand mit scharfen Nägeln gleichen, kannst du sehr geschickt in der Erde graben, und wirfst große Häufen Erde auf die Oberfläche. — Und, geneigte Leser, das ist das einzige, was dem armen Thiere vorzuwerfen ist.

Denn übrigens ist der Maulwurf eher nützlich, als schädlich. Seine Hauptnahrung sind Würmer, Käferwürmer (Enger, Engerling), Käfer, Regenwürmer, Berren, kurz alle Insekten, die in der Erde sich aufhalten. So lange er diese hat, fragt er nicht nach Wurzeln und Kräutern. Leidet er aber Mangel, dann greift er diese freilich auch an. Wenn ihr nun bedenkt, wie viele Käferwürmer, Regenwürmer u. dgl. er verzehrt, so ist sein Nutzen nicht zu theuer bezahlt, wenn man seine Erdhaufen zerthun muß. Auch sein Balg könnte recht gut benutzt werden. Es ist daher ein Irrthum, wenn dem Mäuser der gefangene Schär theurer als die Maus bezahlt wird.

Weniger Gutes können wir von den eigentlichen Mäusearten sagen. Voran schicken wir die Spizmaus oder Müker; obschon auch diese im Gebiß von den Mäusen verschieden ist, da sie Eckzähne hat, die den Mäusen fehlen. Die gewöhnliche Spizmaus ist kleiner als die Hausmaus, hat eine lange zugespitzte Schnauze (Nase, Schnäugge), die obere Kinnlade geht über die untere hervor. Das Thierchen hat einen starken Bisamgeruch, und die Kaze, die alles Lebendige tödtet, fängt und tödtet zwar auch diese Maus, aber frißt sie nicht. Sie wohnt in Löchern unter der Erde, am liebsten in Misthaufen, und ist gerne in Pferdeställen. Sie frißt Käfer, Würmer, Regenwürmer, Engerlinge, auch Was; im Winter nagt sie an Wurzeln, und in den Häusern frißt sie Alles, besonders gern Speck, Fett, Del u. dgl. Hunde, Katzen, Wiesel, Eulen verfolgen und tödten sie. Auch der Storch frißt sie gerne.

Die Wasserspizmaus ist weniger bekannt, obschon sie überall, doch nicht häufig,

vorkommt und sehr merkwürdig ist. Sie ist größer als die gemeine Spizmaus, oben schwarzgrau, unten weiß. Sie lebt am Ufer der Flüsse und Bäche, geht gerne bis drei Schuh tief in's Wasser, spazirt auf dem Grunde herum und spielt gerne mit ihresgleichen, besonders wo die Sonne in den Bach scheint. Da sucht sie auch ihre Nahrung, Wasserschnecken, Insekten, Würmer, alles Lebendige, was sie im Wasser findet und zu bemeistern vermag. Aber wie kann sie im Wasser leben, wo andere Säugethiere meist sterben? Sie ist darum ganz eigen gebaut. Die Ohren kann sie z. B. mit den Ohrklappen verschließen. Die Behen der Hinterfüße haben einen Rand von kurzen und steifen Haaren, wodurch ihnen das Schwimmen sehr erleichtert wird. Die Haare werden, wie bei'm Fischotter, nie naß, so lange das Thier lebt. — Wo sie ungestört sind, kommen oft ganze Gesellschaften aus der Nachbarschaft zusammen, und kurzweilen miteinander. Dieses merkwürdige Thier lebt in allen unsern klaren Bächen, und geht sogar im Winter unter dem Eise seiner Nahrung nach. Seine Wohnung, wo es auch seine Jungen bringt, hat es in Erdhöhlen nahe am Wasser, doch findet man sie auch in Ställen. Es ist der Mühe werth, dieses merkwürdige Thierchen, das Mancher noch nie gesehen hat, zu beobachten.

Jetzt kommen wir zu den eigentlichen Mäusearten, die als Nagethiere sich durch die scharfen Schneidezähne oben und unten, vorne im Maul auszeichnen. Da diese Thiere in der Haushaltung so vielen Schaden anrichten, und doch ihre Unterschiede und Eigenheiten Vielen unbekannt sind, so wollen wir etwas umständlicher von ihnen sprechen.

Zuerst kommt die größte, die verderbliche Ratte. Sie hat ganz die Gestalt der gemeinen Hausmaus, ist aber viel größer, fast wie ein Sichhorn. Ihr Schwanz ist länger als der Leib, und eckelhaft anzusehen, da er fast nackt ist. Die Ratten (Rattmäuse) leben gerne in großer Gesellschaft, sind wilde, zornige, freche Thiere, die in Häusern des Nachts wild herumfahren, viel Geschrei und Lärm machen, und schon oft Gespenstergeschichten veranlaßt haben. Sie leben in Scheunen, Ställen, auf Estrichen, zwischen den Böden, sogar nicht ungerne in Abtritten. Sie ziehn gerne den Mehlg- und Schlachthäusern nach; leben aber doch mehr in den Städten und ihrer Nähe, und sind auf den Dörfern viel weniger bekannt, so daß Mancher nie in seinem Leben eine Ratte gesehen hat. Glücklich das Haus, das keine solchen Thiere beherberget, denn sie sind sehr verderblich. In den Ställen fressen sie den Pferden den Haber; dem Vieh lassen sie des Nachts keine Ruhe, sondern fahren wild auf demselben herum. In den Scheunen fressen sie das Getreide, in den Kellern das Obst, in den Häusern alles, was sie antreffen. Sie zerfressen Schuhe, Stiefel, Rossgeschirre, in Schwarzeuggemächern das Zeug. Nichts ist vor ihnen sicher, sogar haben sie schon lebendigen fetten Schweinen den Speck am Leibe, und todten Menschen das Fleisch angefressen. Sie beißen sich durch Holzwände und graben sich durch Miegwände. Um so verderblicher sind sie, da sie sich so stark vermehren. Wo sie warm sitzen, z. B. in Ställen, machen sie wohl drei Mal im Jahre Junge, viere bis sieben auf ein Mal; und nun soll der Hansli ausrechnen, wie viel Junge können sechs Paare Ratten in einem Jahre bringen, und was kann in 4, 5, 6 Jahren draus werden?

Am Ende der Mäusegeschichte will der Bote ein eigenes Kapitel lesen vom Fangen und Vertilgen der Mäuse und Ratten.

Die Hausmaus bedarf keiner Beschreibung, da Jedermann sie kennt. Sie ist ein kleines, listiges aber furchtsames Thier, das beständig in Häusern und Scheunen lebt, und in der ganzen Welt vorkommt. Sie fressen beinahe alles, was ihnen vorkommt, besonders gerne Speck, Käse, Brod, Getreide, Hanfsamen (Hausel). Mit ihren scharfen Zähnen nagen sie sich durch die Wände, in die Zimmer und Schäfte, und nichts ist vor ihnen sicher, sogar Papier, Schriften und Bücher zernagen sie, und verderben Kleider und Tücher, wo sie dazu kommen. Sie pflanzen sich das ganze Jahr fort, und vermehren sich sehr stark. Ihre Feinde sind Katzen, Hunde, Iltisse, Wiesel, Eulen, am meisten — der Mensch!

Die Feldmaus hat die Gestalt der Hausmaus, ist aber im Sommer oben roth, im Winter rothgrau, der Unterleib aber immer schön weiß. Im Sommer lebt sie in Matten, Feldern und Gärten, zieht sich aber im Winter in die Wohnungen und sogar in die Städte. Sie thun, da sie sich oft gar außerordentlich vermehren, an den Feldfrüchten beträchtlichen Schaden. Die, so im Winter in Wäldern und Feldern in ihren Erdhöhlen bleiben, benagen die Wurzeln und Rinde der jungen Bäume, die dann absterben, und so schaden sie der jungen Holzsaat. Sie wohnen in Erdhöhlen, machen sich ein weiches und warmes Nest, und bringen da ihre zahlreichen Jungen zur Welt. Füchse, Marder, Iltisse, Wiesel, Raubvögel, Krähen, Raben und Dohlen verfolgen sie. — Sie heißt auch Springmaus und Guggmaus.

Die Stoßmaus, das ist die große, dicke, erdfarbene Maus, die immer im Felde unter dem Boden lebt, und nie in die Häuser kommt, und die von den Mäusern auf dem Lande in den bekannten Schnellfallen gefangen wird. Sie hat ihre Wohnung in einer geräumigen, mit Gras weich ausgefütterten, Höhle, zu der mehrere Gänge führen. Neben dieser hat sie noch andere Höhlen, die sie mit allerlei Wurzeln anfüllt, und die ihr für den Winter zu Vorrathskammern dienen. Ihre Gänge unter der Erde sind nicht so tief, wie die der Scharmaus; sie stößt keine so große Haufen auf, sondern mehrere kleine hinter einander. In manchen Jahren ist sie außerordentlich häufig und thut dann an Erdgewächsen großen Schaden. Aber wenn man meint, jetzt wird es im künftigen Jahre noch schlimmer, so findet man viel weniger.

Dieses sind nun die für gewiß bekannten Mäusearten unseres Landes. Es ist aber noch nicht alles unter den Gelehrten ausgemacht, und so wird's der Bote auch nicht ausmachen.

Ehe ich nun vom Fangen und Vertilgung der Mäuse spreche, will ich sagen, was die Natur selber thut, diese schädlichen Thiere einzuschränken. Vorerst haben sie viele Feinde an andern Thieren. Der Fuchs, der Hund, der Marder, Iltis, Wiesel, Kaze; die mancherlei Raubvögel, Mosbus, Weih, Wanderli, Sperber u. s. w. Die Raben, Krähen, Elstern, Störche machen am Tage Jagd auf sie, und des Nachts die Rauze.

Dann sind sie ihre eigene Feinde. Wenn sie gar zu häufig werden, dann nicht Nahrung genug finden und Hunger leiden, so fressen sie einander selbst auf, und richten

oft große Niederlagen an. — Ueberschwemmung, Wässerung, nasse Winter, späte Fröste u. dgl. vertilgen ebenfalls viele, und die Natur weiß sich bald wieder in's Gleichgewicht zu setzen. Und wenn der Mensch seine Vernunft braucht die Natur zu beobachten, so findet er auch Mittel genug, deren geschickte und fleißige Anwendung ihn vor Schaden hütet. Davon sprechen wir in einem andern Kapitel.

Einige Merkwürdigkeiten der Stadt Bern.

(Fortsetzung.)

Die Matte; so heißt derjenige Theil der Stadt, der gegen Mittag an der Aare liegt, vom untern Thor hinweg bis unter die Plateforme, den großen Kirchhof. Der vorderste Theil heißt die Enge, ein anderer Müllerlaube, Ländte, Spißlaube. — An der Matte sind warme Bäder. Merkwürdiger sind aber dort die mancherlei Wasserwerke, Hammerschmiede, Gypsmühle, Sägen, Mühlen, Dele, Schleife u. s. f.; auch werden da Schiffe für die Aare gebaut. Wir kommen noch später wieder dahin.

Die Marmorsäge. Hier wird der harte Marmor (Marmelstein) in Tafeln zerschnitten, wie auf einer Holzsäge die Bäume in Läden. Nun ist die Einrichtung ganz anders. Schemals stand sie an der Matte, jetzt an der Lengmauer, unter der sogenannten Schuzmühle, und wird vom Stadtbache getrieben.

Von den Mühlen reden wir in dem Artikel: Schwelle.

Die Münze; das Gebäude, wo das Geld gemacht wird. Sie stand ehemals neben dem Rathhause, 1787 brannte aber die Münze und ein Theil des Rathhauses ab, und da ward das neue große Gebäude neben dem Marzillithor aufgeführt, und 1793 vollendet. Auf einer kleinen dabei aufgeführten Terrasse genießt man eine sehr schöne Aussicht.

Das neue Quartier, dessen eigentlichen gesetzlichen Namen der Vögte noch nicht kennt, steht dem ehemaligen sogenannten Entengraben nach, vom ehemaligen Golattenmatgäß- oder Warbergertthor gegen die Spitalkirche. Es ward erbaut in Folge des seit 1830 entstandenen schrankenlosen Baugeizes. Die alte Ringmauer, der Dittlingerthurm, der Zwingelhof, die Stuckgießerei und die Häuser am Bollwerk mußten weichen und den neuen Bauten Platz machen. Unstreitig hat die Stadt dadurch an Heiterkeit und Schönheit gewonnen.

Die Post war bis 1831 an der Hormannsgasse, ward da aber an die Hauptgasse in's ehemalige Kaufhaus verlegt, und die nöthigen Veränderungen im Gebäude vorgenommen. Finden nicht Alle dieses Gebäude schön, so finden es Andere auch unbequem, daß der Platz zum Einsteigen zwar am Scherm, aber viel zu enge ist für die Fuhrwerke, die Pferde und die vielen Menschen.

Die Polizei; ich meine nicht die Direktoren, Agenten, Diener, Wächter, Landjäger und allerlei Aufpaffer, sondern nur das Gebäude — hat nichts Merkwürdiges.

Das Rathhaus ist ein altes Gebäude, das 1406 gebaut ward, und steht hinter der Kreuzgasse, zwischen der Metzgergasse und

Hormannsgasse. Es ist nach den jetzigen Begriffen nicht schön, aber es knüpfen sich ehrwürdige Erinnerungen daran. Was in alter Zeit hier berathen und beschlossen ward, hat unser Vaterland groß und glücklich gemacht. Die neue Zeit hat viel Veränderungen mit sich gebracht. Nach dem Brande von 1787, worin das Haus so sehr beschädigt war, dachte man an einen neuen Bau, und zu dem Ende gab ein französischer Baumeister einen Plan ein, der nur 1,315,443 Franken betrug. Die Terrasse hinter demselben ward angefangen, aber die Revolution in Frankreich brachte andere Gedanken; doch ward die Terrasse seither vollendet, deren Anschlag auf Fr. 94,296 stieg.

Das Rathhaus des ehemaligen äußern Standes steht hintern dem Zunftthause zu Schützen, an der Zeughausgasse, und ward 1728 gebaut. Seit der Revolution von 1798, die dem äußern Stande, so wie manchem andern den Garaus machte, diente der Hauptsaal zu Konzerten, Taschenspielerkünsten, den Verhandlungen der helvetischen Regenten, des Verfassungsrathes, der Tagsatzung, Lanzparthien u. dgl.

Die Reitschule liegt beim großen Kornhause, und ward 1690 errichtet. Hier giebt ein Vereuter, der Rittmeister heißt, Unterricht im Reiten.

Die Schwelle an der Mure an der Matte ist ein merkwürdiges Gebäude. Wahrscheinlich ist sie mit der Stadt zugleich, oder wenigstens bald hernach, erbaut worden. Sie ist sehr lang, von starkem Zimmerwerk, mit Läden oben bedeckt. Einestheils bändiget sie den wilden Lauf der Mure, andern Theils leitet sie das Wasser in den sogenannten Teich, an dem allerlei Werke erbaut sind. Es sind

da mehrere Mühlen, Schleifen, Sägen, Eisenhammer, Kupferhammer, Gypstreibe, Seile u. A. — Auch ist davon ein großer Bach durch die Matte geleitet.

Die Schal oder Metzgergasse und das Schlachthaus sind beinahe mitten in der Stadt, und die Schal geht quer von der vordern Gasse an die Metzgergasse, die daher den Namen hat. Hier wird das Fleisch ausgewogen und verkauft. Im Schlachthause, das von der Metzgergasse quer über bis an die Brunnengasse reicht, wird das Vieh, zumal das große, geschlachtet. Beide können vom Stadtbache her mit Wasser versehen werden.

Die neue Schal steht hinter der Kaserne an der Schütte. — Wenn das Metzgerhandwerk durch die größere Bevölkerung der Stadt gewonnen hat, so hat es hingegen durch die unbeschränkte Gewerbefreiheit auch viel verloren.

Das Schallenwerk, soll eigentlich Schellenwerk heißen, wegen den Hand- oder Fußschellen der Gefangenen. Es ist bekanntlich die Wohnung und der Aufenthalt der verurtheilten Verbrecher, die hier längere oder kürzere Zeit unter Zucht und Aufsicht zur Arbeit angehalten werden. Das neue Gebäude ist prächtig, für solche Leute wohl zu schön. Sie werden da zwar strenge, aber gut gehalten; und es ist eine fränkhaftere, verkehrte Menschenliebe, wenn man meint, sie sollten es noch besser haben. Viele ehrliche arme Leute haben es nicht so gut, wie diese Betrieger, Schelme und andere Verbrecher; und es ist gar nicht nöthig, daß diese durch ihr gutes Leben andere zur Gleichgültigkeit gegen das Laster und zur Nachahmung ihrer Hubenstücke aufmuntern.

(Wird fortgesetzt.)

Sonderbare und große Holzwürmer.

Unter diesem Titel kommt dem Boten ein langer Bericht zu, den aber, so wie er ist, Niemand verstehen kann, als nur die Bewohner jenes Dorfes. Was darin für Alle brauchbar ist, werde ich auf andere Manier benutzen. Ueber die Holzwürmer will ich hier meine eigene Meinung sagen.

Es giebt eine Art kleine Holzwürmer; sie leben in den Lannen, fressen die innere Rinde (das Bast, den Splint), der Baum verdorret, stirbt vom Dolder an ab, und giebt schlechtes Holz. Dieser Wurm verwandelt sich in einen kleinen Käfer, der häufig herumfliegt, seine Eier wieder an die Bäume legt und durch seine starke Vermehrung schon großen Schaden gethan hat. — Das sind kleine Holzwürmer, Holzverderber!

Größere und viel schädlichere Holzwürmer sind aber alle, die von Eigennuz blind gewordenen Menschen, welche die freie Holzaußfuhr so unmäßig mißbrauchen, daß sie ganze Wälder ausrotten, in allen öffentlichen Blättern große Quantitäten zur Ausfuhr ankündigen, schon jetzt die Holzpreise steigern, für die Zukunft aber die Wälder ruiniren und wahren Holzangel bereiten. Daß die Armen, die schon jetzt unter dem theuern Holze leiden, dann verfrieren und sammt ihren Kindern in der Kälte erkranken und durch Gliedersucht verkrüppeln: daß ihre Nachkommen, vielleicht nicht über lang, sie verwünschen, weil sie ihnen eines der nothwendigsten Lebensbedürfnisse verkümmert haben, das alles kümmert diese Holzwürmer nicht. „*Be nume i brav g'winne, luege de angeri o wie si's mache!*“ Das ist die unchristliche, herzlose Sprache dieser Leute! Das sind die großen,

groben Holzwürmer! Diejenigen, welche die Freiheit zum Bösen mißbrauchen. Während die Franzosen auf unsere Käse u. dgl. einen starken Zoll legen, aus lauter guter Nachbarschaft, ruiniren wir unsere Wälder und verkaufen ihnen dieselben aus lauter guter Nachbarschaft! Das ist ja prächtig!

Wörterbuch.

(Fortsetzung.)

Der Habit. Aus dem Lateinischen, die Kleidung.

Der Hagestolz. Eine Mannsperson, die nach dem 50sten Jahre noch nicht verheirathet ist, obschon er könnte.

Der Hain; ein Wald, in Gedichten üblich.

Hallelujah ist hebräisch, und heißt: lobet den Herrn!

Der Hallunke: ein liederlicher, nichtswürdiger Mensch.

Der Hammel: ein verschnittener Widder; Stack, Urfel.

Der Harlekin: Hanswurst.

Die Haubise: eine kurze Kanone, womit Granaten geschossen werden.

Das Hautbois (sprich: Hobua, zweisylbig): ein hölzernes Blasinstrument, das einem Clarinet gleicht.

Das Hazard (sprich: Hajar): Zufall, Ungefähr. Hazardspiel, wobei nichts auf Geschicklichkeit, sondern alles nur auf Glück ankommt. Hazardiren, wagen.

Der Heiduck: in Ungarn ein leicht gewaffneter Soldat zu Fuß; ein Diener eines großen Herrn, der wie ein Heiduck gekleidet ist.

Die Hektik: Auszehrung.

Heroisch: heldenmüthig.

Der Herold: ehemals ein Gesandter im Kriege; ein feierlicher Ausrufer ic. Friedens-Herold, einer der den Frieden verkündet. Leider giebt's jetzt mehr Kriegs-Herolde, denn der Frieden ist von uns gewichen.

Heterodox; griechisch, bedeutet: irrgläubig, oder wenigstens vom angenommenen Glauben abweichend.

Hieroglyphe; griechisch, bedeutet die alte, heilige Bilderschrift der Egypter; und da nur die Priester allein diese verstanden, so heißt man jedes unverständliche Schriftzeichen eine Hieroglyphe.

Der Hypokras: Wein, der mit allerlei Spezereien versetzt ist, z. B. der Claret.

Hofieren, heißt eigentlich Jemanden den Hof machen, mit Höflichkeiten seine Gunst suchen. Spöttlich nimmt man es aber als das Gegentheil, z. B. einem seinen Mist vor die Hausthür setzen. Von daher aber braucht man hofieren als eine höfliche Bezeichnung für: seine Nothdurft verrichten.

Das Honorar, verkürzt vom lateinischen Honorarium, heißt diejenige Bezahlung, die ein Schriftsteller vom Buchhändler für seine Arbeit erhält.

Der Horizont: der Gesichtskreis, d. h. derjenige Theil des Himmels, den ich von meiner Stelle aus übersehe. So hat man auf einem Berge einen größern Horizont, als im Thale! — „Das ist über meinen Horizont“ heißt: es ist über meine Begriffe, ich verstehe das nicht.

Die Hostie (dreisylbig) aus dem Lateinischen, heißt buchstäblich ein Opferthier, ein Opfer. Weil nun die Katholiken behaupten: durch den Segen des Priesters werde das Brod im Abendmahl in den wahren Leib

Christi verwandelt, und dieser jedesmal geopfert, so heißen sie die dünnen, weißen, kleinen Kuchen (Oblaten, wie man zum Brieffschließen benützt), die sie statt des Brodes brauchen, Hostien.

Der Hyacinth: ein Edelstein, von hochgelber, in's Rothe spielender Farbe.

Die Hyacinthe: eine wohlriechende Blume.

Hymen: ein griechisches Wort, kommt meist in Gedichten vor und bezeichnet den Gott der Ehe; eine Erfindung der Heiden.

Die Hymne, griechisch: ein erhabener Lobgesang.

Die Hyperbel: eine Redensart, welche die Sache über Gebühr vergrößert, z. B. ich habe das schon hunderttausend Mal gesagt!

Die Hypochondrie: eine Krankheit, die ihren Sitz im Unterleibe hat, und oft mit Schwermuth begleitet ist. Wer hypochondrisch ist, heißt ein Hypochondrist.

Die Hypothek: ein Unterpfind, besonders ein unbewegliches: daher die Sicherheit auf eines Andern Vermögen.

Die Hypothese: eine Voraussetzung, die als wahr angenommen wird.

Die Hysterie: eine weibliche Krankheit, die in Krämpfen des Unterleibes und der Luftröhre besteht. Hysterisch, wer damit behaftet ist.

Wie entstanden die Pfarrkirchen?

Wenn Mancher wüßte, wie eine Sache entstanden ist, und woher sie ihre Gestalt, ihre Rechte, ihre Besizungen hat, so würde Mancher über dergleichen Dinge billiger urtheilen. — So ist's mit den Pfarrkirchen und ihrem Gut. Anfangs baute ein großer,

reicher Gutsherr, weltlichen oder geistlichen Standes, oder auch ein Kloster auf seinem Meierhose ein Bethaus, oder nur einen Schopf, für seine Leibeigene und Zinsleute. Einen Sohn oder Bruder, oder Leibeigenen ließ er zum Priester weihen, damit er das Bethaus bediene. Dieser wohnte auf dem Hofe und hatte sein Einkommen in Getreide, oder Feldfrüchten, oder Land. Dieses Land aber blieb, so wie das Bethaus, ein Theil des Hofes, gehörte dem Gutsherrn, und ward mit dem Hofe zugleich verkauft. So sagen alte Urkunden: „Wir übergeben den Hof mit der Kirche;“ oder: „Wir übergeben die Kirche mit dem Hofe.“ Wer also dergleichen Güter an sich kaufte, erhielt auch das Land oder anderes Einkommen, das zur Kirche gehörte, und zugleich das Recht, den Pfarrer zu setzen. Das heißt: der Käufer ward Collator. — Oft war der Priester zugleich Verwalter des ganzen Gutes.

Selten geschah es, daß eine Kirche so gleich bei ihrer Entstehung ein eigenes Vermögen erhielt. Der Stifter behielt die Kirche und ihre Güter als sein Eigenthum. Bei einer Erbschaft ward das Gut getheilt, und damit auch die Kirche, so daß einer den halben, dritten oder fünften Theil Recht an der Kirche erhielt. Diese Herren hießen „Patronen,“ gewissermaßen Väter (vom lateinischen Pater, Vater, daher Patronus, Schutzherr, Gönner) der Kirche. Ihnen war verboten ihr Heu und Stroh in der Kirche zu versorgen, oder die Schindeln vom Dache wegzunehmen, um ihre eigenen Gebäude zu decken. Die Leute, welche eine solche Kirche besuchten, brachten aus Erkenntlichkeit derselben Opfer und Geschenke, oder machten dem Gutsherrn Vergabungen für die Kirche. Nach und nach kamen auch die Zehnten dazu,

und diese wurden von den Grundherren mit der Kirche verkauft oder vergäbet. Und wer sie kaufte, war demnach vollgütiger Eigenthümer.

„Woher het ächt der Bot o seligs?“
Ja, er und andere Leute wissen gar viel!

Wie manche Geschlechtsnamen entstanden.

Von allen Geschlechtsnamen ist der Ursprung unmöglich mehr aufzufinden. Von einigen weiß man es noch. Z. B. die Geschlechter Majer, Keller und Huber entstanden folgendermaßen: die Klöster oder auch die Edelleute besaßen große Bauernhöfe, die oft ganze Gemeinden umfaßten, und die darum in kleinere Wirthschaften getheilt wurden, welche Mansus, Huben, Schupposen hießen. Einer der größten, der in der Mitte lag, hieß der Keller. Der Oheraufseher eines solchen großen Hofes hieß Majer, aus dem lateinischen Major, d. i. der größere, woher etwa auch das französische Maire kommt. Er war Aufseher über den Landbau, Einzieher der Einkünfte und die erste Obrigkeit der zum Hofe gehörigen Leute. Wo die Höfe weniger groß waren, hießen die Verwalter Keller, vom lateinischen cellarius, wie man in den Klöstern denjenigen Bruder nannte, der die Hauswirthschaft besorgte. — Mit den Huben wurden gemeiniglich auch die leibeigenen Leute verkauft, die Huber, die auf denselben wohnten. Man gab sie zu Lehen um einen Zins, man verschenkte oder verkaufte sie. So entstanden diese Namen. — Andere entstanden von den Begangenschaften, wie Beck, Müller, Schmid, Schneider, Schuhmacher, Zimmermann zc. zc. Andere von

einem Wohnorte, wie Berger, Zschmann, Stalder, Matter, Ackermann, Gasser, Straßer, Zur Buchen, von Gunten, von Allmen (Allment), oder von ihrer Herkunft, wie Schweizer, Schwabe, Bajer, Berner, Zürcher, Belper u. dgl. Wie aber gewisse Leute zu ihren Geschlechtsnamen gekommen sind, wie Engel, Teufel, Wüthrich, Hundenlang, Ochsenbein, Mueheim, Delhafen, Löffel, Kunkel, Anken, Buttersack, Kaffe, Rindfleisch, Dachs, Kuh, Kalb, Hund, Schweingruber, Hunger, Durst, Kummer, Sturm, Donner u. dgl., wie diese Namen entstanden sind, das weiß der Bote nicht, und der günstige Leser — weiß es wohl auch nicht.

Narrenwünsche.

Drei gut Gesellen gingen auf der Straß;
Sie sprachen: wer von uns wünschet was?
Der höchste Wünschter soll zechfrei seyn,
Wenn drunten im Sande wir lehren ein.
Da wünscht nun der Erste unsäglich viel.
Der Zweit' übertreibt's ohne Maß und Ziel;
Und jauchzt schon: „ich habe die Zechte
gewonnen!“

Doch bald war seine Freude zerronnen,
Als der Dritte endlich das Stillschweigen
brach,

Und lachenden Mundes also sprach:

„Ich wünsche nur statt andrer Gaben,
„Was Narren vor mir gewünschet haben;
„Dann hab' ich das Sure, und mehr noch
dabei,

„Und bin nun sicher der Zechte frei.“

Das Glücksräd.

Der Leser hat sicher schon davon sprechen gehört, vielleicht selber das eine oder andere Mal davon gesprochen. Es ist eine alte

Geschichte davon zu erzählen. Vor uralten Zeiten lebte ein heidnischer König, hieß Sesostris, und hatte ringsum alle andere Könige und Fürsten überwunden. Und, wie's nun geht, sein Glück, Macht, Reichthum und Ehre machten ihn stolz, wie das Undern auch geht, wenn sie schon keine Könige sind. — Da ließ er sich in seinem Stolz einen lösslichen Wagen machen, von Gold und Elfenbein, setzte sich darauf, und so groß war sein Uebermuth, daß er vier überwundene Könige anspannte und sich von ihnen ziehen ließ.

Da schaute nun einer der Könige immer zurück, und betrachtete, nicht den König Sesostris, sondern die Räder am Wagen. Endlich fragt Sesostris, was er doch an den Rädern zu sehen habe? „Ich betrachte,“ antwortet er, „den Umschwung der Räder, wie so bald das Oberste zu unterst, und das Unterste zu oberst ist.“ Sesostris war klug genug, die ernste Lehre zu begreifen. Ich bin jetzt wohl zu oberst, denkt er, aber wer weiß, wie bald ich wieder zu unterst bin! Und er ließ die Könige ausspannen und fuhr mit Pferden!

Wer vom Glücksrad spricht, vergesse nicht, was es sagen will! Es ist darin eine gute Warnung vor Unmaßung, Stolz, Hochmuth und Uebermuth. Darum hat es den Boten schon oft gelüftet, hier und da an ein Bauernhaus, aber auch oft an ein Zaunerhäuslein solches Glücksrad mit Kreide anzuzeichnen, und dazu zu schreiben: Glück und Glas, wie bald bricht das. Oder: das Glück ist kugelrund, steht fest nicht eine Stund. Oder: trau nicht dem Glücke, es hat seine Lücke! Oder: wer seinem Glück vertraut, der hat auf Sand gebaut. Oder: Uebermuth, thut niemals gut. Oder: Hochmuth und Stolz, ist faules Holz!

Bericht des hinkenden Boten über die Staats- verwaltung der Republik Bern. 1849.

Zueignung.

Wohlehrwürdiger Herr Pfarrer!

Wenn Ihr hier diese Ueberschrift, und noch dazu diese Zueignung leset, so werdet Ihr wohl eine Wolke von Mehlstaub aus Eurer Perrücke schütteln, wie Ihr zu thun pflegt, wenn Euch die böse und verkehrte Welt ärgert; und werdet sagen, ich gebe Euch schlechten Dank dafür, daß Ihr einst mich als einen verwaiseten und verlorenen Buben angenommen, und aus mir gemacht habt, was halt aus mir zu machen war. Ihr habt mir so oft gesagt: „Schuster bleib beim Leist. Stecke deine Nase nicht in die Politik. Es sind ihrer nur zu viele, die drein pfuschen.“ Und jetzt schreib' ich einen Staatsbericht und mache gar die Dedikation an Euch selber.

Aber schonet Eure Perrücke, Wohlehrwürdiger Herr, und höret mich an. — Es ist da ein gedrucktes Büchlein erschienen, heißt Bericht über die Staatsverwaltung ic. Das hat der Regierungsrath selber schreiben lassen, und mein guter Freund und Verleger, Karl Stämpfli, hat's gedruckt. Weil aber nur der kleinste Theil von dem souveränen Volk dergleichen Büchlein zu lesen bekommt, aber der größte Theil meinen schönen und lehrreichen Kalender liest, so habe ich gedenkt: ein Auszug könnte nicht schaden, weder mir, noch dem Volk, noch der Regierung. Zürnet also nicht, und sparet mir noch länger euere schätzbare Freundschaft.

Der ich mit dankbarer Hochschätzung
verharre Euer ic. ic. obgemeldet.

Nachschrift. Weil mir eben jetzt zu Sinne kommt, daß Euer Wohllehrwürden vor 25 Jahren gestorben sind, und also meinen Kalender auch nicht lesen können, so ist's mir leid, daß ich Euch vergebliche Mühe gemacht habe. Ich will Euch aber seiner Zeit ein Exemplar mitbringen; nur bitte ich, pressiret eben nicht gar damit.

B e r i c h t.

Also bemerkt der Bote erstlich, daß alles aus dem gedruckten Bericht (aus Aktenstücken) genommen ist, und also wahr. Zum andern, daß nur vom Jahr 1840 die Rede ist, und endlich drittens, daß er's so ohne künstliche Ordnung darstellt.

Im Jahr 1837, wo alles Volk gezählt wurde, betrug die Bevölkerung des Kantons 407,913. — Im Jahr 1840 wurden geboren 14,466.

Es sind gestorben 9,709.

Giebt Ueberschuß 4,757.

Fremde sind im Kanton angesessen 704.
und nur geduldet 167.

also 871.

Es sind 41 mehr als im Jahr 1839, und am meisten Franzosen.

Die Hochschule hatte im ersten Halbjahr Studenten :

Der Theologie, also künftige Pfarrer 24.

„ Rechtswissenschaft, Advokaten etc. 69.

„ Medizin, Doktoren, Schärer etc. 57.

„ Thierarznei 22.

„ Philosophie, Naturkunde, Mathematik etc. 13.

Summa 185.

Das ist eben nicht grüseli viel für eine Hochschule. Es sind 38 Professoren, Dozen-

ten, überhaupt Lehrer angestellt, und kommen auf einen Lehrer etwa 5 Studenten.

Das zweite Halbjahr zeigte schon 238 Studenten, aber für den Dienst der Kirche, d. h. für Predikanten, immer am wenigsten und für das Advokatenwesen am meisten. — Gbfi! — zur Gesundheit!

Seit 1831 sind 236 neue Schulen errichtet worden. Im Ganzen bestehen deren 1098 und die Kinderzahl ist 82,801. — Lehrer und Lehrerinnen sind 1094. — Die Lehrerbefoldungen beliefen sich auf Fr. 210,259. Es kämen also auf einen Lehrer Fr. 191.

Von allen Kirchgemeinden im Lande besitzen nur 350 eigentliche Schulgüter, die zusammen auf Fr. 448,551 sich belaufen. Wenn nicht sonst so viele gemeinnützige, wohlthätige Anstalten, deren immer mehrere werden, zu unterstützen wären, so wäre wohl zu wünschen, daß da, wo keine Schulgüter sind, reiche Leute durch Schenkungen und Vergabungen dergleichen stiften möchten.

An Schulhausbauten steuerte der Staat für 29 Schulhäuser Fr. 15,879. — An 27 Mädchenarbeitschulen Fr. 7907.

Für Schullehrer wurden an 67 als Pension entrichtet Fr. 4000. Und an außerordentlichen Unterstützungen Fr. 1412. U schynt mengem notti niene gnue!

An die Kosten des Seminars in Münchenbuchsee bezahlte der Staat Fr. 2747.

Schemals wußte man auf dem Lande nur von zweierlei Wirthschaften, Tavernenwirthschaften und Pinten. Jetzt hingegen giebt's eine ganze Musterkarte von allerlei Wirthschaften, nämlich: Gast-, Stuben-, Speise-, Pinten-, Keller-, Bad-, Kaffee-, Pensions-, Leist-, Bierwirthschaften, zehnerlei. Es nähn mich wunder, wie viel deren überall im Kanton sind, und wie viel Einwohner

auf eine Wirthschaft kommen. Wenn im Jahr 1840, wie es im Büchli heißt, 1098, sage eintausend und achtundneunzig Patente ertheilt worden sind, wie viele sind denn wohl überall? — Das ist auch ein Fortschritt, vom Mindern zum Mehrern; ob vom Schlechtern zum Bessern ist eine andere Frage.

	Männer.		Weiber.		Summa.	
	1840.	1841.	1840.	1841.	1840.	1841.
Zu Bruntrut: Schellenhaus	17	11	3	4	22	15
Zuchthaus	34	40	14	14	48	54
Zu Bern: Schellenhaus	77	96	14	14	91	110
Zuchthaus	163	191	61	78	224	267
	291	328	92	108	385	446

Auch hier ist Fortschritt vom Mindern zum Mehrern. Ob nur die Polizei strenger ist, oder ob wirklich die Verbrecher zunehmen, weiß der Bote nicht. — Die sämtlichen Kosten für Schellenwerk und Zuchthaus betragen Fr. 72,919. — Der Verdienst betrug Fr. 46,848. Bleiben also dem Staate Kosten Fr. 26,670, so daß ein Züchtling jährlich den Staat Fr. 70 Bz. 8 Rp. 3, und also täglich 19 Rp. kostet. — Da muß wohl eine meisterliche Ordnung seyn, sonst würde es anders lauten.

Der Kapitalwerth aller in der Brandversicherungsanstalt eingeschriebenen Gebäude beträgt die Summe von Fr. 111,274,750. Sage hundert und eilf Millionen, zweihundert vierundsiebenzig tausend, siebenhundert und fünfzig Franken. — Entschädniß wurde bezahlt Fr. 90,076 Bz. 2. — Der Staat steuerte an neue Feuerspritzen Fr. 463 Bz. 8.

Ueber die Insel und das äußere Krankenhaus giebt der Bote einmal einen besondern umständlichen Bericht.

Geldstage wurden, nur im alten Kanton, verführt 310. Aufgehoben 23. Wie viel Gantsteigerungen daneben, ist nicht gesagt. Ausschreibungen fanden 1290 statt.

Ueber Schellenwerk und Zuchthaus heißt es:

	Männer.		Weiber.		Summa.	
	1840.	1841.	1840.	1841.	1840.	1841.
Hier der Kürze wegen nur so viel:						
Badesteuern wurden ertheilt	226,					
um					Fr. 10,025.	3. 3.
Daran haben die Gemein-						
den gesteuert					„ 2,562.	5. 0.
Bleiben auf Rechnung der						
Insel					Fr. 7,462.	8. 3.
Verpflegt wurden im Ganzen 1283 Per-						
sonen, wovon 1084 dem Kanton Bern,						
124 der Schweiz angehören, und 75 Lands-						
fremde. Im äußern Krankenhaus wurden						
1202 verpflegt.						
Für die Pferdezucht wurden Prämien be-						
zahlt für Fr. 6124. Für Hornvieh Fr. 3902.						
Entschädigungen für gefallenes Vieh Fr. 244.						
Um den Hanf- und Flachsbaum zu beför-						
dern, wurden Fr. 3212 als Prämien ent-						
richtet. Auch waren englische Hecheln ange-						
schafft und ausgeliehen worden.						
Ueber die Ausfuhr des Holzes aus dem						
Kanton heißt es: ausgeführt wurden						
Brenab., Alstr. Sagträmel. Bautannen. Vermischte						
Stämme.						
3073.	4534.	9406.	8816.			

Hier der Kürze wegen nur so viel:
 Badesteuern wurden ertheilt 226,
 um Fr. 10,025. 3. 3.
 Daran haben die Gemein-
 den gesteuert „ 2,562. 5. 0.

Bleiben auf Rechnung der
 Insel Fr. 7,462. 8. 3.

Verpflegt wurden im Ganzen 1283 Per-
 sonen, wovon 1084 dem Kanton Bern,
 124 der Schweiz angehören, und 75 Lands-
 fremde. Im äußern Krankenhaus wurden
 1202 verpflegt.

Für die Pferdezucht wurden Prämien be-
 zahlt für Fr. 6124. Für Hornvieh Fr. 3902.
 Entschädigungen für gefallenes Vieh Fr. 244.

Um den Hanf- und Flachsbaum zu beför-
 dern, wurden Fr. 3212 als Prämien ent-
 richtet. Auch waren englische Hecheln ange-
 schafft und ausgeliehen worden.

Ueber die Ausfuhr des Holzes aus dem
 Kanton heißt es: ausgeführt wurden

Brenab., Alstr. Sagträmel. Bautannen. Vermischte
 Stämme.
 3073. 4534. 9406. 8816.

Waldausreutungen wurden bewilligt für 94 $\frac{7}{8}$ Tucharten und 6534 Quadratschuh. Wird aber wohl viel ohne Bewilligung ausgereutet worden seyn. Wie viel ist aber wieder angepflanzt worden? Der Holzhandel bringt freilich für den Augenblick viel Geld in's Land. Das Amt Signau allein hat im gedachten Jahre Fr. 119,560 gelbst. Aber es gehn dabei große, verderbliche Fehler und Mißbräuche vor, und — seht euch vor, daß nicht euer augenblickliche Gewinn sich in einen spätern weit größern Schaden verwandle!

Der reine Ertrag der Staatswäldungen ist angegeben auf Fr. 118,586. — Unentgeltliche Holzabgaben betragen Fr. 205,926. Angepflanzt wurden 321 $\frac{3}{4}$ Tucharten. Da möchte der Bote den Lesern zurufen: gehet hin, und thut desgleichen!

Der reine Gewinn auf der Salzhandlung betrug Fr. 357,348. Und waren Fr. 8712 mehr als im Jahr 1839.

Es wurden unter andern folgende Konzessionen ertheilt:

Für neue Schmieden	24
Mühlen, Mahlhäufen ic.	10
Schalrechte	14
Ziegelbrennereien	4
Gerbereien	3
Sägen	3

So viel für dieses Mal! Ich hoffe mancher meiner Leser weiß mir's Dank, daß ich ihn so stuf über alles brichte. Ueber die Holzausfuhr häßt' ich Manches auf dem Herzen, will's aber für ein andermal sparen. — Gott befohlen!

Die Wildschweinejagd.

(Siehe die Abbildung.)

Hört, ihr Männer und ihr Frauen,
Hört den alten Boten an,
Der vor Schrecken und vor Grauen
Euch fast nicht erzählen kann,
Jene seltsam große That,
Wie sie in der Zeit der Heiden
Kaum sich zugetragen hat;
Diese will er jetzt vermelden.

Ihr, die ihr mit Hohngeschrei
Stets der Weiber Muth verhöhnet,
Ihr Spottvögel, kommt herbei,
Hört wie ihr Loblied tönet.
Wie sie, tapfer in Gefahren,
Ihres Muthes Ruhm bewahren!

In der Waadt, am Genfer-See,
Thäten in den letzten Zeiten
Wölfe manches Ach und Weh,
Angst und Schrecken viel verbreiten.
Laut rief man einander zu:

„Set-tü? il y a de Lu! *)
Manchem fiel das Herz in d'Hosen,
Wie ehemals vor den Franzosen.
Und zum Schrecken obendrein
Kam, mit Rocheln und mit Schnaufen,
Manches große, wilde Schwein
Durch die Wälder hergelaufen.
Ihre Augen blißen Wuth,
Ihre Zähne dürsten Blut;
Und vor Schrecken und Entsetzen
Fährt manch Menschenherz in Fetzen.
Zwar die tapfre Jägerschaar
Ist wohl muthig ausgezogen;
Doch, was zu bewundern war,
Haben sie jetzt nicht gelogen,

*) Französisch: sais-tu! il y a des loups.
Das heißt: weißt du? es giebt Wölfe.

Die Wildschweinjagd.



Wie es sonst der Jäger Brauch,
(Über andrer Leute auch)
Sie gestanden unverdrossen:
„Ach! Wir haben nichts geschossen!“
Weder Wolf noch wildes Schwein
Kriegten sie; nur müde Bein!
Spottet nicht! Was wollt ihr wetten?
Weibsvolk wird die Ehre retten!

Eines Dorfes ganze Schaar
Will den Wald ringsum umschließen,
Wo von Schweinen lag ein Paar;
Diese will man jetzt erschießen.
Alles wird sehr flug bedacht,
Und die Ordnung so gemacht:
Männer mit der Musterbüchse,
Borne dran das Bajonnet,
(Denn es gilt da nicht nur Fuchse
Wo man auf die Schweinsjagd geht)
Schließen eine Waldesseite,
Tapfre Weiber dann die zweite.
Besenstiel und Ofengabel,
Geessen und Karst dabei
Waffen sie; und miserabel
Tönt ihr lautes Lärmgeschrei,
Um die Schweine, ohne Zagen,
Ihren Männern zuzujagen.
Doch der Lärm gefällt den Schweinen,
Als wenn's schöne Musik wär;
Und sie horchen, und sie meinen:
Eine Schweine-Schaar kommt her.
Darum seht! Die Schweine kommen
Grad her auf der Weiber Schaar;
Und die hat Reißaus genommen!
Seht! Vor Schrecken fliegt das Haar!
Hier ein Hut, dort eine Hauve,
Fliegt im Wind, gleich dürrem Laube.
Hier zerreißt am Strauch ein Rock,
Dort am Ast ein Halstuch flattert,
Manche purzelt über'n Stock,
Und die Schaar flieht, ganz verzattert.

Besenstiel und Ofengabel
Liegt am Boden, miserabel;
Und die Schweine flohen leider
Ueber Weiber, Waffen, Kleider.
Doch floß — und das ist ja gut,
Hier kein Tropfen Menschenblut.

Und so lautet die Geschichte
Hier in meinem Scherzgedichte.
Aber gut steht es und fein
Kommt auch Lehre hinten drein:
Besser ist's: zu viel nicht wagen,
Als im Augenblick verzagen.
Niemand greif ein Werk doch an,
Das er nicht vollenden kann.

Unarten in der Kirche.

Es giebt hier und da Leute, die nicht wissen, was sich schickt und in der Kirche anständig ist. Der Bote hat z. B. einmal Einen gesehen, der in seinem Chorstuhle beide Ellbogen auf die Lehnen stützte, mit den Händen den Kopf hielt, als ob er ihm abfallen wollte, und die Beine von sich streckte, wie ein geschossenes Hirschkalb. Das war unanständig; zumal in der Kirche, und von einem Gemeinderath. — Eine Unart ist auch, wenn die Leute in der Kirche schlafen. Freilich kann den Landmann, der die Woche in harter Arbeit zugebracht hat, und des Sitzens nicht gewohnt ist, am ersten der Schlaf in der Kirche überfallen. Aber ich habe einmal in einer Kirche etwas gesehn, das besser wäre. Sobald einer mit dem Kopfe nickte, stieß ihn sein Nachbar sachte an; dann stand der Schläfer auf, und machte mit dem Hute ein Kompliment, als wollte er die Gemeinde um Verzeihung bitten. Die Sigristen meinen, sie haben das

Privilegium des Kirchenschlafes. Weil aber jetzt alle Vorrechte abgeschafft sind, so wollte der Pfarrer in Ybslon seinem Sigrift auch das Schlafen in der Kirche verbieten. Aber der sagte: „verzieht, Herr Predikant! das g' hört zu mym Ykomme!“

Eine dritte Unart ist das Schwagen in der Kirche! Ehedem hatte in mancher Kirche der Sigrift eine lange Ruthe bei seinem Stuble aufgesteckt, und schwagen zwei Weibervölker zusammen, so schlug er mit der Ruthe neben ihnen auf den Boden. Die Ruthe ist aus der Kirche verschwunden, aber das Schwagen ist geblieben, und das ist eine Unart.

Nicht viel besser ist in der Kirche das beständige Husten. Freilich, man hat das Husten nicht so in seiner Gewalt, wie das Schwagen. Aber, wer mit einem Husten geplagt ist, sollte lieber zu Hause bleiben; denn einmal er selber hat nichts von der Predigt, zum andern stört er die übrigen gar sehr, sogar den Pfarrer muß es irren, und endlich ist's für deine Gesundheit selber besser, du bleibst daheim, als daß du vielleicht durch schlechtes Wetter und Weg lauffst und in der Kirche frierst.

Eine ärgerliche Unart ist's auch, wenn die Hunde mit dem Meister in die Kirche laufen. Nicht nur gehören sie gar nicht dahin, sondern sie stören die Andacht. Und wenn sie über dem Orgelspiel oder dem Gesang gar anfangen zu heulen, oder wenn man sie aus der Kirche jagt, vor der Thüre bellen, so ist das vollends unerträglich. Läuft dir dein Hund wider deinen Willen nach, so stehe auf und gehe heim mit ihm, daß du nicht die ganze Gemeinde ärgerst.

„Hm! sagt der Schneiderludi! Das hat der Bote aus dem Pfarrhause geholt!“
Ja, aber gestohlen hab' ich's doch nicht, wie dein Bub die Zwetschen in des Pfarrers Hofstatt. Der Herr hat mir's freiwillig so gesagt, und mit seiner Erlaubnis hab' ich's in den Kalender gesetzt. Den Schneider gehts aber nichts an, denn der sitzt während der Predigt kreuzbeinig daheim auf dem Tisch und arbeitet. Das aber ist eine Unart außer der Kirche, wovon vielleicht ein andermal.

Hans Wunderlich.

Ich habe versprochen, dem geneigten und günstigen Leser zu erzählen, wie Hans um seine Frau geworben, was er mit dem Meister und mit Eisi gesprochen habe, und gebe also zuerst das Gespräch mit dem Bauern.

Hans. Guten Abend, Chorrichter! Ich hätte etwas mit dir zu reden, wenn du Zeit nehmen wolltest.

Chorrichter. Bis mit Gottwilchen! Da freilich will ich losen, ich habe nichts zu versäumen.

Hans. Schau, mir ist ein schickiges Leben anerbotten. Die Bedinge sind so, daß ich hoffe, mit Gottes Hülfe wollte ich wohl zurecht kommen. Aber ohne Frau geht das nicht an. Und da komme ich zu dir, und frage dich: wie ist's mit deiner Meisterjungfrau, dem Eisi? Ich hoffe, du wirst mir ehrlich und aufrichtig die Wahrheit sagen.

Chorrichter. Hm! - Wottst du Eisi heirathen?

Hans. Ja, wenn es so brav ist, wie ich meine. Eben darum frage ich dich, was mit ihm ist.

Chorrichter. Du bist doch immer der wunderliche Hans! Nie hab' ich dich mit Gisi gesehen. Nie bist du mit ihm beim Wein oder beim Tanz gewesen. Ich habe nie gehört, daß du es gekiltet habest.

Hans. Nein! Auf dem Allem halte ich nichts. Ich mag nicht ein ehrliches Meitli mit Wein bethören und leichtsinnig machen; ich mag nicht beim Riltgang mich selber in Versuchung führen, und das Meitli dazu, und denn doch beten: „führ uns nicht in Versuchung!“ Ich will nicht eine so wichtige Sache, wie die Heurath, bei Nacht und Nebel machen, wie wenn's etwas Unrechtes wäre. Ich habe mich der heiligen Ehe nicht zu schämen, als wenn's ein Schelmenstückli wäre.

Chorrichter. Aber was sagt Gisi dazu?

Hans. Gisi weiß noch nichts davon! Ich will zuerst wissen, was ich von ihm zu erwarten habe, und will ihm nicht Hoffnung machen, bis ich Ernst mache.

Chorrichter. Komm in's Stübli, zu Kätti, es kann dir besser Bescheid geben.

Und so gingen sie hinein, und sagten der Chorrichterin, worum es zu thun sei.

Kätti. Ei, mein Gott, Hans! Willst du mein Gisi heirathen! Schau eine bravere Frau findest du auf der ganzen Welt nicht. Eine so verständige, fromme, treue Jungfrau habe ich meiner Lebtag keine gehabt, die zu allem so steif schaute. Aber, was soll ich auch nur anfangen, wenn ich Gisi nicht mehr habe! Mein Gott! Keine wird

so viel Geduld mit mir haben, und so zu allem schauen. Aber dennoch freut's mich, daß es gut versorget wird. Ich weiß wohl, daß du ein braver, hauslicher Bursch bist, wenn schon die Leute sagen, du seiest der Hans Wunderlich.

Und so schwatzte die Chorrichterin noch viel.

Chorrichter. Ja, es ist wahr, Gisi ist ein braves Meitli. Es begehrt nichts, als seine Sache in der Ordnung zu machen. Meinem Kätti hat es abgewartet, ein leibliches Kind könnte nicht mehr thun. Und begehrt nicht herum zu laufen. Wenn es etwa müßige Zeit hat, so nimmt es ein Buch. Lesen kann es — wohl besser, als unser Schulmeister.

Chorrichterin. Ach ja wohl! Es liest mir manchmal aus dem Testament, oder aus einem Betbuch, weil ich nicht immer zur Predigt kann. Und manchmal hat es ohne Buch mit mir gebetet, daß ich vor Freuden brieggen mußte. Das alles freute nun Hans in das Herz hinein; und er fragte: wo ist Gisi? Da trat der Chorrichter an's Fenster, und sagte: schau, dort sitzt es unter dem Kannenbirnbaum, und hat das Psalmbuch in der Hand.

Und Hans gieng nun hinaus zu ihm, und so gebe ich nun auch sein Gespräch mit Gisi.

Hans. Gott grüß dich, Gisi! Bist du so allein und geistlich.

Gisi. Grüß dich Gott, Hans! Ja! Ich konnte heute nicht in die Kirche, und da hab' ich dafür im Psalmenbuche gelesen.

Hans. Das ist brav! — Aber höre! Ich muß dich einmal etwas fragen: ist es

wahr, daß Niggi Benzes Hans dich um die Ehe gefragt hat?

Eisi. Ich kann dir das wohl sagen. Ich habe nichts mit ihm, er ist ein Wüstmacher. Aber am Donnerstag, als er vom Markt heim kam, hat er mich in der Steingasse angetroffen, und mit mir angefangen. Da hab' ich gesagt: „b'hüti Gott! i ha nit derwyl!“ Und da hat er mich beim Arm genommen und mich gehalten, und vom Heirathen angefangen. Aber ich habe ihm gesagt: „daraus wird nüt!“ und bin fort gegangen. Aber — was fragst du darnach?

Hans. Gar viel! Ich habe wissen wollen, ob du einem Andern versprochen bist?

Eisi. Heh! Was nimmt dich das Wunder.

Hans. Darum, daß, wenn du noch keinem versprochen hast, ich gerne wollte, daß du meine Frau würdest!

Eisi. Aber Hans! Du treibst doch sonst nicht den Narren mit den Meitli. Willst du mit mir anfangen?

Hans. B'hütis Gott! Nein, mit Heurathen treib ich kein Narrenwerk! Mir ist Ernß! Ich bin nun alt genug zu Heirathen; hab etwas erspartes Geld; hab' ein gutes Lehen, und mangle eine brave Frau, die mir hilft arbeiten und hausen. Und nun hab' ich schon lang ein Aug auf dich geworfen; habe gesehen, wie du fleißig und arbeitsam bist, gar nicht ausgelassen, wie so viele andere Meitli, die an allen Märkten, Musterungen und Tanzsonntagen auf den Tanzplätzen herumfahren. Ich habe deine Meisterleute gefragt, und die geben dir auch gut Lob. Und schau, Eisi, du kennst mich wohl. Du weißt freilich, daß ich der Hans Wunderlich heiße, weil

ich nicht alles so machte, wie's eben der Welt Brauch ist.

Eisi. Ja wohl. Sonst hättest du mir auch früher dergleichen gethan; hättest mich etwa zum Wein geführt, oder vom Kilten geredet; aber nichts davon!

Hans. Hast du das ungern an mir?

Eisi. Heh, nein! Ich weiß wohl, daß du es andern Meitli auch so gemacht hast, und darum Hans Wunderlich heiße.

Hans. Hast du sonst etwas Unrechtes von mir gehört oder gesehen.

Eisi. Nein! Kuntrari! Ich weiß, daß du ein braver Bursche bist, und weiß lauter Liebs und Guts von dir.

Hans. He nu! Da ist my Hand! Wenn du Vertrauen zu mir hast, so schlag in Gottes Namen ein!

Eisi. Aber schau, ich hab' wenig oder kein Geld —

Hans. Der weise Salamo sagt: Niemand lebt davon, daß er viel Güter hat; und im Psalm heißt's: das Wenige, das ein Gerechter hat, ist besser als groß Gut der Gottlosen. Du hast ein treues, frommes Gemüth, das ist besser als Gold und Silber; das wird Gott segnen.

Eisi. Ja, und an Gottes Segen ist Alles gelegen. Je nun in Gottes Namen! Wenn du meinst, du könntest mit mir zufrieden sein, und seiest mit mir versorget — ja so will ich, da ist meine Hand!

Hans. Nun Gott Lob und Dank, und unser Herrgott sei bei uns und mit uns.

Und nun giengen sie Hand in Hand hinein zu den Meisterleuten und machten die Sache vollends richtig.

Wie ein Narr der Klugen Bosheit zu nicht macht.

(Siehe die Abbildung.)

Vor langer Zeit lebte auf Regensberg ein Graf, der war sehr kriegerisch und stolz, und hatte viel Fehde mit seinen Nachbarn. Auch konnte er nicht leiden, wenn andere auch groß und mächtig waren, und wäre gerne allein Meister gewesen. So geht's noch vielen, die doch nicht Grafen von Regensberg sind. — Einmal war bei ihm eine sehr ansehnliche Gesellschaft von Grafen, Rittern und Edlen zu Gaste. Da ward köstlich gegessen und viel getrunken, und viel raisonnirt über Fürsten und Herren, und hatten alle gar viel Muth und Lust zu Krieg und Schlachten. Denn der Wein macht auch die Schwachen muthig, und die Stillen streitsüchtig. Und wie nun der Regensberger sieht, daß das Feuer brennt, und das Eisen warm ist, so will er's schmieden, und sagt: „nun edle Herren, wenn ihr Muth habt zu einem guten Fang, so stoßet an die Becher! Ihr habt mir heute meine Fische so gerühmt: so gelt es jetzt noch einer großen Nase. Ihr kennt ja die lange feine Nase, die Nase, die sich so hoch trägt. Sie schwimmt nicht im Wasser, nicht im Zürichsee, nicht in der Limmath! Hoch ob der Aare thront sie — —“ Ha! riefen alle, das ist der Habsburger, der stolze Graf! Krieg der großen Nase; der langen, der frechen Nase!

Während so die Edlen dem Habsburger den Untergang bereiten, sitzt des Regensbergers Hofnarr still in einem Winkel, hört aufmerksam auf das Geschrei von der großen

Nase und denkt: en! das muß eine wunderbare Nase sein. Die muß ich mir doch beschauen, ehe sie abgehauen wird. Flugs sitzt er auf sein falbes Köflein und jagt im Galopp davon. Seine Schellenkappe wackelt und klingelt gar gewaltig auf seinem Kopfe; die Leute laufen zusammen an der Straße und lachen der langen Gelsöhren an seiner Kappe! — Er aber klammert sich fest am Kammhaar seines Köfleins, und jagt wie toll durch Dörfer, Felder und Wälder.

Indessen sitzt ruhig der Habsburger im Kreise seiner Freunde, und erholt sich von der Jagd bei'm Becher und bei freundlichen Gesprächen. Da stößt der Wächter in's Horn und meldet Fremde. Man geht ihnen entgegen; aber wie sperren sie die Augen auf, als der Narr herangeritten und herangeklingelt kömmt! Er springt vom Pferde und sagt: „junge Herren, sagt mir doch, ist die lange Habsburgernase hier? Bitte! Bitte! laßt mich sie schauen.“ Da sagen die Herren leise zu einander: „bei dem spuckts sicher unter der Kappe!“ Und sie gehn und berichten den Grafen. Alle stußen und wundern sich über die Nachfrage; doch man will den Narren wenigstens ansehen. So steigt dieser hinauf, tritt leck vor den Grafen, und stieret ihm in's Gesicht. Eine gute Weile sagt er kein Wort. Da fragt endlich der Graf: „höre Hånsel, sag an, welchen Spaß hast du vor? Was ist's, daß du mich so angaffst?“ — Da brach Hånsel in vollem Zorne aus: „Noi! strof Gott die Tausendlugner! Hoben's do en G'schrei g'macht, wie so gar lang euri Nosa wår! Und hoben's d'Schwertter g'wezt, das graufi Ding zu stußen! Denf ich muß doch die g'waltige Nase au b'schauen! Jetzt, was han i g'funde?“

Wie ein Narr der Klugen Boshelt zu nichte macht.



„'s is halt en Nase wie n' andri! Will's
„ne sagen: können d'Schwerter wohl
„sporen.“

Während aber alle in helles Lachen
ausbrechen, wird der kluge Habsburger
sinnig. Er merkt, was im Wurf liegt.
Und während er den Narren speisen und
tränken läßt, trifft er seine Anstalten, bietet
sein Volk in der Stille auf, überfällt seine
Feinde ganz unerwartet und schlägt sie! —
Sagt hatten sie die langen Nasen selber!

In's Unglück fielen, die es gebrüetet,
Die andern hat der Narre behütet.

So sind sogar die Narren und Gauchen
Nuch noch zu etwas Gutem zu brauchen.

Ein Lied bei'm Mondschein zu singen.

Der Mond steht hoch am Himmel,
Und sieht gar freundlich aus.
Wir geh'n aus dem Getümmel
Der Stube, vor das Haus.

Ist doch so schön zu sehen,
Das liebe, runde Licht.
Wohin man auch mag sehen
Nacht's lieblich in's Gesicht.

Rund um ihn sind Trabanten;
Wer zählt ihr ganzes Heer?
Die schönen Lichtlein brannten
Seit tausend Jahr und mehr.

Mag's einen doch so freuen
Denkt er sich drüber hin.
Dort sind die Lieben, Treuen;
Einst werd ich auch dort sein.

Und hat man was im Stillen,
Das so am Herzlein nagt,
Man wird, selbst wider Willen,
Bald wieder unverzagt.

Der Herr im Himmel droben,
Der Mond und Stern gemacht,
Hilft, wenn auch Stürme toben,
Macht heiter, und auch Nacht.

Dem lehrt der Mond vertrauen,
Auf seiner schönen Bahn.
Ihn will ich oft beschauen,
Weil er mich trösten kann.

Welche ist die größte Narrin?

1. „Lisebeth! Bringet mer emel es
„Paar Hähneli vom Märli! I ha süst
„nüt meh für my Maudi! Er wott keis
„anders Fleisch meh fresse, weder vomene
„bratne Hähneli!“

2. Frau. I muß luege, was mer
hüt z'Nacht welle!

Röchin. Heh! Der Herr ist gern
Specksalat —

Frau. Das ist nüt g'seit! I muß öpvis
ha für myni Chaze!

3. „Gh! Du arme Fideli! Bist im
„Schnez usse g'si? Hest du nassi Dälpli?
„Gell du bist grüselig erfrore? Ghum du
„liebe Fideli! I will di i mys Bett thue!
„Das ist am beste für d'yni Umständ.“

Nach einigen Stunden gieng die Frau
zu dem lieben Fideli in's Bett. Und am
Morgen fand sie vier junge Hündlein in
ihrem Bette, die der scharmante Fideli zur
Welt gebracht hatte.

4. Und die Frau N. nahm ihren Klei-
nen, zottigen Hund auf den Arm, trat zum
Schaft, worin sie ihr Silbergeschirr hatte,
und sagte: „lueget my liebe Büdeli, wie
„wie viel schöni Sache! Lueget da die

„silbrige Suppeschüssel u die schöne Platte!
„Gseht er da das silberig Theehändli —
„u die Gassechanne! Freuet ech, Bädeli!
„Das ist einisch alles eues!“

5. Eben jetzt kommt mein Nachbar zu mir. Was heßt da? Ich lese ihm das Geschriebene, und frage: sind das nicht Narrinnen? „Wohl, sagt er, aber i will der no ne Narr darzu gå. Das ist dà z'B . . .
„inne, wo allme d'Sache in der Stadt
„ustrummet. Sie säge dert, dà heig nit
„minger wede druzsche Chagi!“ — D
Narren ohne Ende!

Sterbt ihr über kurz oder lang,
Dann, ihr närrischen Frauen,
Heulen Hunde den Grabgesang,
Und die Katzen miauen!
Um den Schmerz recht auszudrücken
Krümmen sie den steifen Rücken;
Was zu geben sie vermögen,
Werden sie auf's Grab euch legen.

Etwas Altes, das noch jetzt gut wäre.

Es ist kurios, wie die Leute sind. Da hieß es sonst: „heh! üst alte si doch o keini Narre gsi.“ Und damit wollten sie allem Neuen das Todesurtheil sprechen. Jetzt muß alles Alte weggeschafft, alles muß neu werden, denn viele meinen: nur das Neue ist gut! Ja, wenn sie könnten, sie würden wohl gar den alten lieben Gott abschaffen! Gott b'hüt is dervor! Der Bote will aber etwas aus alter Zeit erzählen, wie er's zu lesen gefunden hat.

Das erste ist eine alte Verordnung, die einst an einem Orte in Deutschland gegolten hat. Wenn zwei Weiber öffentlich sich tanken und einander schelten, so sollen sie

zwei Steine an einer Kette tragen, die beide zusammen einen Zentner wägen, und soll die eine die Kette über die Achseln legen, daß ein Stein links, der andere rechts herabhängt, und soll das andere Weib sie so von einem Thore der Stadt zum andern mit einem spitzen Stecken treiben. Und beim Thore soll dann diese die Steine aufnehmen, und die andere soll sie eben so wieder bis zum ersten Thore zurück treiben. — Wer weiß, wenn das bei uns der Brauch wäre, es gäbe minder Streit!

„Ach! Daß es doch geng nume über das arm Wybervöchl! losgeit!“ Geduld, Marei. Jetzt kommt etwas für das Mannenvolk. — Die Chineser sind, wie bekannt, kuriose Leute, und diese kuriosen Leute haben auch kuriose Gebräuche. Es giltet bei ihnen z. B. für eine gar große Schande, wenn einer betrunken gesehen wird; und das dunkt sicher manchen gar kurios, der schon oft Zweibeinige im Rothe liegen sah, wie Vierbeinige. Aber die Chineser, obgleich sie nur Heiden sind, halten die Trunkenheit für ein abscheuliches Laster, und wenn einer mit einem Rausch gesehen wird, so muß er einen Tag lang mit Ketten an den Füßen herumgehen. — Wenn man's doch ein Paar Jahre hier auch so probirte. — So hab' ich's gesehn, als ich vor 75 Jahren in China war! Nein! Aber gelesen in einer eben so alten Reisebeschreibung.

Ein kurioser Briefträger.

In England, wo gar manches anders ist als hier, liegt ein Ort ziemlich neben der Poststraße entfernt. Alle Mal, wenn nun die Post anlangt, wartet ein großer

Hund an jeder Straße; der Konduktor steigt ab, hängt dem Hunde den ledernen Briefsack um den Hals, und im schnellen Trab läuft der nach seinem Dorfe. Ist der Hund nicht gleich zur Stelle, wenn die Post anlangt, so bläst der Postillon ein lustiges Stücklein, und im Galopp langt der Hund an. Merks der Leser, wie vortheilhaft das ist. Einmal dieser Briefträger schnauset nicht in den Briefen, und stiehlt kein Geld d'raus. Nicht einmal die Zeitung liest er unterwegs, wie der Polizeier von S thut. Zum andern versäumt sich dieser Briefträger nie im Wirthshause, und trinkt keinen Rausch, wobei Briefe verloren werden. Er eilt ungesäumt nach Hause, und bringt seinen Sack unverfehrt an Ort und Stelle. — Was man doch von einem Hunde lernen kann!

Etwas Merkwürdiges.

Wenn der geneigte Leser den Schnapsklaus mit seinem Tubacklulli nicht kennt, so gehts ihm wie mir, und wird ihm eben so gleichgültig sein. Es giebt der Schnapsler mehr als gut ist. Aber der Klaus hat doch eine Merkwürdigkeit voraus, und davon schreibt mir einer meiner Korrespondenten folgendes. „Der Schnapsklaus hat eine gar überaus gute, geschickte Haus-, Feld- und Schnauskase. Bald findet sie im Stock oben Seifen oder Salz; oder des Schuhmachers seine Hühnernester und erplündert sie; oder Heu ab der Bühne, oder Klee aus dem Futtertenn, und groß Kerfel Schyster ab den Bygenen; ja sie ist im Stand, und reicht Zibelenzupfen in der Obergas oben. Auch mauset sie in den Bohnenplägen, und cha albe z'Nacht gar toll Deyfel schüttlen,

und Rübliisaamen abzäpfen. Sie het all Zugeten, und ist eine vo den besten Schnaus- und Mauskasen. Und doch nume e zweibeinige! We sie erst vieri hätte, es wär u gäb kei sölige. Aber es git ume kener jungi vore; es sy glaub beidi Käuwel, si u der Glaus; si rauwe mângist emel wüst gnue zäme, b'sungers wen öppe eis g'schnäpset hei chunt, mit eme brämte Gring; de verchrazet si ne de, u macht ihm es G'sicht wie der Antichrist, un erst muß er de no uf d'Bühni ufe go lige.“ So stehts im Briefe meines Korrespondenten. Eine solche Kase ist ja merkwürdig, und gar kumlich. Versteht sich, für den Klaus, aber nicht für seine Nachbarn!

Zweierlei Krämer.

Die Guten.

Beginnen mit der Aeltern Erbe,
Lernten und warten ihr Gewerbe;
Fürsichtig kauften, richtig zahlten,
Daß der Kredit nicht mög erkalten;
Billig verkaufen und mit Fug,
Zwar zum Gewinn, doch ohne Betrug;
Niemand borgen als Wohlbekannten,
Schuld zeitlich und anständig mahnten,
Selbst brauchten Aug und Mund und Feder,
Dieweil es galt ihr eigen Leder.
Sparten zusammen, doch mit Ehren;
Liefen ihre Nachbarn auch sich nähren.

Die Schlechten.

Diese haben kein Gut; nur Muth,
Thaten auch, wie noch Mancher thut;
Meinten: geborgt ist alles eigen!
Wollten mit fremden Füßen steigen;
Mit fremden Augen alles sehen;
Für sich täglich in's Wirthshaus gehen.

Die Sorg vertrinken, im Spiel gewinnen,
Bis alle Fässer und Kisten rinnen;
Der Schuldenbot stets kommt in's Haus;
Dann geht dem Faß der Boden aus.
In Weinen kehret sich das Lachen
Wenn man am End muß Geldstag machen.

Ihr, die ihr meint Reichwerden sey
So kinderleicht und Narrenthey,
Man brauche Krämer nur zu seyn
So regn' es Geld zum Kemi ein;
Si leset es doch im Amtsblatt
Wie mancher schon gelbstaget hat!
Wie mancher kam zum Bettelorden!
Wie mancher ist zum Schelm geworden.
Der Bote warnt, als guter Freund,
Und hat es wahrlich gut gemeint.

Wer hat recht?

Wohlfeil. Schau, Freund, da hab
ich hübsche neue Gartenstecken!

Recht. Ja wohl! Woher hast du die?

Wohlfeil. Vom Allerlei-Sameli.

Recht. Ach handle doch nicht mit
dem! Er arbeitet ja alles nur mit gestoh-
lenem Holze?

Wohlfeil. Das geht mich ja nichts an!

Recht. Aber so wird er ja in seinem
Schelmenhandwerk bestärkt!

Wohlfeil. Da sehe er selber zu!
Das ist seine Sorge. Die meinige ist nur,
gute Waare um geringes Geld zu finden.

Recht. So! So! Bei welchem
Schreiner hast du da dein neues Sekretär
machen lassen?

Wohlfeil. Im Schallenwerk; dort
arbeiten sie viel wohlfeiler als andere
Meister!

Recht. Das ist ganz begreiflich, da
die Direktion Geld genug hat, das Holz
sogleich zu bezahlen, und also wohlfeiler
kauft als andere. Aber die rechten Meister
werden dir schlecht dafür danken.

Wohlfeil. Meinetwegen! Ich lasse
arbeiten, wo ich's am wohlfeilsten haben
kann.

Recht. Und hast dafür Schelmen-
arbeit. Ich wünsche dir Glück zu deiner
Begünstigung solcher Leute. Segen wird's
dir wenig bringen! — Adies!

Die alte Burg.

Da stand sie mir gegenüber auf einem
Hügel! Mit Mühe kroch ich hinauf. Der
Thurm war größtentheils zerfallen. Ringsum
noch Reste von zerfallenen Mauern. Ein
Raubvogel hauste oben in einem Mauer-
loche. Alles ganz stille und todt um mich
herum. Ich betrachtete lange diesen zer-
störten Schauplatz einstiger Herrlichkeit! —
Endlich sagte ich überlaut zu mir selber:
„Ach, es ist alles eitel!“ — Ja wohl!
sagte eine Stimme hinter mir. Ich er-
schrak nicht wenig, weil ich allein zu sein
glaubte, und hätte bald gedacht, das Ge-
spenst eines alten Ritters spräche zu mir.
Wie ich mich erschrocken umwandte, da
stand ein alter Herr vor mir, aber kein
Ritter, sondern ein Herr Predikant, wie
ich nachher von ihm vernahm. Ja wohl ist
alles eitel und vergänglich, sagte er. Einst
hier ein festes Schloß mächtiger, gefürch-
teter Ritter. Viel Reichthum war da, viel
Pracht und Herrlichkeit! Und jetzt?

Hier siehst du eines Zwingherrn Haus,
Gestürzt in Moder und in Graus!

Der Uhu *) hauset drinnen!

*) Rath.

Aber so vergeht und zerfällt alles Menschenwerk! Wo ist Jerusalem, die heilige Stadt, mit ihrem herrlichen Tempel? Wo ist das weltberühmte Babylon mit seinen Thürmen und Mauern? Ja, wo sind jene weltberühmten Menschen, die Gesetzgeber und Gründer mächtiger Völker? Wo die Eroberer, die ihren fürstlichen Purpur mit Menschenblut färbten, und mit Menschenblut ihren Namen in die Geschichte schrieben? Dahin sind sie, und zerfallen sind ihre Werke.

So vergehn des Lebens Herrlichkeiten!

So entfleucht das Traumbild eitler Macht.

So versinkt im schnellen Strom der Zeiten,

Was die Erde trägt in öde Nacht!

So sprach der Herr Predikant, und hob ein kleines Stück von einem alten Stein auf: „da, nimm das mit; und wenn dich der Hochmuthsteufel ansieht, so sieh diesen Stein an!“

— Da sagt' ich vergelts Gott, lieber Herr, und hab' Dank für euern guten Willen. Aber den Stein brauch' ich nicht, der Hochmuthsteufel sichts nicht an, er scheut mein hölzernes Bein! — Ja so! sagte der Herr! Nimm du aber den Stein dennoch mit, und wenn du einen siehst, der sich aufbläht, wie der Frosch in der Fabel, und den Kopf hoch trägt, wie ein Pfau, und meint: ich bin's! — sey er nun Rathsherr oder Rathsdienner, Statthalter oder Stallhalter, Schulmeister oder Schuhmeister — zeig ihm den Stein, sag' ihm — Herr, gebt mir den Stein, sagt' ich, so kann ich ihn alle Tage brauchen, und — nehmt euch in Acht, ihr Großhanse klein und groß, daß ich euch meinen alten Stein nicht zeigen müsse.

Stabilität und Fortschritt.

Der Leser weiß wohl, daß in unsern Tagen viel neue Wörter aufkommen, die in vieler Leute Mund sind, aber von Wenigen verstanden, von Vielen hingegen mißbraucht werden. — So ist's auch mit obigen zwei Worten, und darum will der Bote jetzt eine Vorlesung darüber halten. — Ihr dürft aber wohl indessen die Kappe auf dem Kopfe und die Pfeife im Maul behalten. Ich nehm's nicht genau. — Nur die Weisleute sollen mir nicht d'rein reden.

Also sag' ich, meine verehrten Zuhörer, das Wort Stabilität ist eigentlich lateinisch und bedeutet Standhaftigkeit, Festigkeit, Dauerhaftigkeit. So hat mir's mein Herr Pfarrer erklärt. — Hm! sagt' ich: da ist's ja etwas recht Gutes. Warum schimpfen denn so Viele über die stabilen, standhaften Leute? Da lacht der Herr und sagt: „ja, guter Freund, des Schimpfens mußt du dich gar nicht achten; das gilt eben jetzt für Aufklärung. Aber mit der Stabilität ist's so, daß sie, wie alles in der Welt, ihre Grenzen hat. Bleibt sie drinn, so ist sie allerdings gut und löblich; geht sie drüber hinaus, so ist sie fehlerhaft. Und mit dem Fortschritt ist's genau auch so. Er ist vernünftig und recht, so lang er in seinen Schranken bleibt, und nicht feindselig gegen vernünftige Festigkeit austritt. Thut er aber das, so wird er unvernünftig. Zum Exempel, du willst zu Markte gehn und dein Korn zu Gelde machen, so darfst du ja nicht unter der Hausthüre stehen bleiben, und nur zusehn, wie andere Leute zu Markte gehn; du mußt auch mit. Aber eben so, wenn andere einen bessern Pflug anschaffen, oder sonst einen neuen Vortheil

in der Landwirthschaft ergreifen, so darfst du nicht sagen: „ich bleibe standhaft! Ich will's so machen, wie's der Großvater gemacht hett!“ Da wäre die Stabilität unvernünftig. In den Schulen lehrt man jetzt die Kinder überall Schreiben und Rechnen. Vor 40 Jahren war in gar vielen Schulen keine Rede davon. Die Schulmeister selber führten meist eine mühselige, böse Handschrift, und rechneten höchstens mit einem „Bauernfeufi!“ Da ist ja der Fortschritt offenbar zum Vortheil! „Hm! Kurios, sagt' ich. Da ist der Fortschritt besser als die Stabilität. Woran bin ich denn?“ Gieb Acht, sagt der Herr, ich will dir ein anderes Exempel zeigen. Da will einer fortschreiten, will etwas Besseres werden; er schafft sich herrscheliche Kleider an, wirft seine Tabackspfeife weg und raucht „brönnige Röhrli!“ Er springt vom Tische herab und wird von einem Schneider ein Schreiber! Meinst du, der sei weit fortgeschritten? Nein! Wär er ein besserer Schneider geworden, besser als ein gemeiner alltäglicher Dintenlecker!

„Ja, sagt ich, da machts der Beterli besser! Der studirt viel Bücher von der Geographie und Naturlehre, und Technologie und — —“ Aber der Herr schüttelt den Kopf und sagt: wenn einer von Bern nach Zürich reisen will, und er geht bald rechts bald links von der Straße ab, und läuft auf Solothurn, um eine Profession zu sehen, und dann auf Huttwyl, um zu sehen, wie man das Städtli neu baut; springt über den Haag, wenn er einen Hasen im Klee sieht, rennt in den Wald, wenn der Guggler schreit — „Heh! sagt' ich, der wär doch z'vollmig e Narr!“

Je nun, sagte der Herr, kein Haar gescheider sind alle die, welche den Fortschritt darinn suchen, daß sie alles durcheinander auf einmal lernen wollen. Sie erhalten von sieben Suppen nur ein Dünkli, wissen von allem etwas und im Ganzen doch nichts; und am Ende geht's ihnen, wie einem, der an einer reichen Mahlzeit alles durcheinander isst. Er verderbt sich den Magen, und bekommt — schlimme Blähungen! „Aber zum Drack! Wie soll man's denn machen, daß es recht ist?“ fragt' ich. „Nun, mach's so: Vorwärts muß der Mensch, damit er seinem Ziel immer näher kommt. Denn erreichen wird er's erst in der andern Welt! — Such aber dein Ziel nicht nur im viel wissen, sondern mehr im viel thun dessen, was vor Gott und Menschen recht ist. — Geh deinen ruhigen Schritt vorwärts, langsam, bedächtig, fest. Aber lauf nicht, spring nicht, daß du nicht von Athem kömmt, oder gar überheist. Triffst du auf dem Weg eine gute Frucht an, fällt dir ein Apfel vor die Nase, nimm ihn, aber prüfe wohl ob er nicht wurmfichtig ist! Prüfe alles, es sei alt oder neu; behalte das Gute, das du schon hast; suche das Bessere, das dir fehlt. Willst du weise sein, so bedenke immer zuerst deine Thorheit! — Wer Ohren hat zu hören, der höre!“

Ein Fuchs über den andern!

oder: Untreu schlägt ihren eigenen Herrn.

Aus einem alten Fabelbuche.

Es ist geschehn, daß in der Stadt,
Ein Bauerknecht geborget hat,
So doch sein Meister haben wollt,
Daß er es baar bezahlen sollt,

Mit dem Geld, das er hatt' empfangen
 Von ihm, als er zur Stadt gegangen.
 Als nun der Kaufmann diesen Knecht
 Vor dem Richter angriff im Recht,
 Vertröset den Knecht sein Advokat
 Er mach ihn los durch seinen Rath,
 Wenn er sei'm Weib ein Pelz verehrt,
 Und ihm die Hälfte vom Geld gewährt.
 Der Knecht verhieß ohn' alles Bedenken,
 Das Geld und Pelz willig zu schenken,
 Wenn nur dem Rath auch folgt die That.
 Darauf rieth ihm der Advokat,
 Wenn er würd vor den Richter kommen,
 Sollt er sich stellen als einen Stummen;
 Und was auch je der Richter sagt,
 Ja, wenn er ihn selbst ernstlich fragt,
 Sollt er nichts antworten als: Bleh!
 Das Recht ihm dann gewiß beisteh.
 Darum, als nun der Kaufmann klagt
 Von der Sache, wie vorgesagt,
 Der Richter auch den Knecht anredt,
 Daß er darauf ein' Antwort thät,
 Antwortet er: Bleh! und sonst nichts mehr.
 Jetzt trat der Procurator her,
 Bat, daß er günstig werd' gehört,
 Er wollt' reden des Knechtes Wort,
 Weil ihm sein Baur zuvor berichtet,
 Daß er stumm wär, und redet nicht.
 Drum sollt der Kläger seine Klage
 Beweisen nach seiner Aussage,
 Oder der Richter diesen Knecht
 Unschuldig erkennen nach dem Recht.
 Der Kaufmann sagt: „wir waren allein,
 „Wer soll dann unser Zeuge sein?“
 „Der Knecht sag selbst, ob's anders sei!“
 Der Knecht sagt: Bleh! und bleibt dabei.
 Den Richter dau'rt des Burschen Noth;
 Gönnte dem Wucherer den Spott.
 Nach vielem Reden wird erkannt:
 „Der Knecht wird ohne Recht gemahnt.“

Derhalben sprach der Advokat:
 „Dein' Rechtsfach jezt ein Ende hat.
 „Schaff nun, daß auch werd' zugestellt,
 „Mei'm Weib der Pelz und mir das Geld.
 „Was sagst dazu?“ Der Knecht spricht:
 Bleh!
 „Hei! das thut mir im Herzen weh!“
 Sprach sein Meister. „Bist du so dumm
 „Und meinst, du sollest bleiben stumm?
 „Red' frei heraus! Wir sind allein.“
 Er antwortet weder ja noch nein,
 Sondern sagt: Bleh! Daß der Pro-
 curator
 D'rein lüegt wie ein wilder Kater.
 Und stieß den Knecht gar aus dem Haus.
 So blieben Pelz und Thaler aus.

Geneigter Leser! Du wirst gestehn,
 Dem Advokaten ist recht geschehn.
 Doch geh' in der Anwendung nicht zu weit;
 Denn jezt sind die Advokaten all' ehrliche
 Leut'?

Däich wohl!

Zwei Guggisberger kamen zum obern
 Thore hinein, und sahen das Spitalgebäude
 an. „Gugg Haasi, sagte der Eine —
 „well groða Buw! Das Hus hett
 „saast besser wann hundert Chroni
 „kostet! — Eh Bog, sagte der andere,
 „g'schau um hundert Chroni cha me
 doch afa eppis buwen!“

Eben so gescheid ist folgendes Gespräch
 unter dem Schlosse Burgdorf: A. Das ist
 afen es alt's Wese! Das stih sauft
 syt Erschaffung der Welt! — Aeh
 Buch! sagte B., no viel länger!! —
 Däich wohl!

Wenn Lügen wär wie Steine tragen,
Es würde Mancher die Wahrheit sagen.

Hühnerträger. Ich bin doch froh,
daß ich dich antreffe. Du kommst so an
allen Orten herum, und vernimmst alles.
Sag' mir doch, ist es wahr, daß der reiche
Bauer zu A. . . sich leiblos g'macht hat?

Bote. Das ist so wenig wahr, daß
ich ihn vielmehr erst diesen Morgen gesehen
habe, wo er auf Solothurn an den Markt
fuhr.

Hühnerträger. Das ist mir doch e
Tüfelfüchtigi, mit dem Lügen. Man kann
heut zu Tage Niemand glauben.

Bote. Wohl ist Lügen ein Teufels-
stück; denn der heißt ein Lügner von An-
beginn. Aber er hatte seine Lügenknechte
zu allen Zeiten, und hat sie nicht erst jetzt
gedinget.

Hühnerträger. Es dünkt mich aber
doch, es sei jetzt ärger als nie. Da hat
man auch erzählt, es sei zu Bern eine
Frau lebendig begraben worden, und nun
kommt's heraus, daß kein Wort d'ran
wahr ist.

Bote. Das ist aber auch eine alte
Lüge, die seit wenig Jahren nun zum
dritten Male erzählt wird. Es giebt
zweierlei Lügner. Die einen fabriziren die
Lügen, und die andern breiten sie aus.
Daß ein Landjäger einen Reisenden er-
mordet und geplündert habe, das ist nun
schon oft wieder erzählt worden, und ist
nicht einmal wahr. Und so könnt ich dir
noch manche Lüge erzählen, die zum dritten
und vierten Male aufgewärmt wurde.

Hühnerträger. Aber solche Lügen-
krämer sollte man strafen.

Bote. Mir schon recht, aber vielleicht
dir nicht!

Hühnerträger. Mir? warum nicht?

Bote. Hast du nie ein altes Huhn
für jung, und ein krankes für gesund
verkauft?

Hühnerträger. B'hüti Gott, Bött!

Unverstand und Mißverstand.

Fremde Worte nachsprechen wollen,
wenn man sie nicht versteht, und zu faul
oder zu stolz ist, vorher zu fragen: wie
sagt man? und was heißt's? das macht den
Mißverstand zu Unverstand. Exempel. 1) Es
wundert mi nit, daß d's Muetis sus Schärer-
züg so steicht! Der Schärer hett gseit, es
lyg neuis vo Ammes Niggi selig d'rinn. Es
war Spiritus salis ammoniaci — Salmiak-
geist auf deutsch!

2) Was ist euer Beruf, guter Freund?
„Sonst war ich ein Strumpfw Weber, jetzt
„bin ich ein Privatlehrer.“

3) „Aha! Herr Pfarrer, da heit ihr
„e neue Dse! Das ist es recht civilisirts-
„Stück!“

4) I chbnt das Ghind sauft zu mene
Chammermeitli arefumidire! Es ist es
rechts gravierts Meitschi. — Er wollte
sagen: raffinirt.

5) Und nun zuletzt ein Meisterstück. Da
sollte einer in der Kirche zu H. . . die
Publikationen verlesen. In einer stand:
„Eine s. v. Kuh!“ Der Leser weiß aber
nicht, daß das s. v. heißt: salva venia,
etwa so viel als: mit Respekt z'melden!
Er liest also gar herrlich; eine sonderbare
Kuh!

Nur was du weißt, das sag?
Weißt du es nicht? so frag?
Thust du mit Fremdem dick,
So hat's nicht Fug und Schick.
Willst scheinen ein Gelehrter,
Und bist nur ein Verlehrter.
Ich bitte, lieber Mann,
Nimm gute Lehren an.

Frauenlob.

Ein Lied für Hans Wunderlich und
Seinesgleichen.

Fraun, der Mann ist neideswerth,
Dem sein Gott ein Weib beschert,
Schön und klug und tugendreich,
Ohne Falsch, den Täublein gleich.

Seiner Freude Maß ist groß!
Seine Ruhe wechselflos!
Denn kein Kummer drückt den Mann,
Den solch' Weiblein trösten kann!

Freundlich stets, mit heiterm Blick
Lächelt sie beim Mißgeschick;
Küßt des Mannes Thränen auf,
Streut mit Blumen seinen Lauf.

Wenn ihn Zornes Muth empört,
Er nicht mehr des Freundes hört,
Wenn er eifert, daß er glüht
Und sein Auge Feuer sprüht.

O dann schleicht sie weinend nach,
Sänftigt ihn mit einem Ach!
Ihn erquickt die sanfte Frau,
Wie das Feld der Abendthau.

Keine Mühe wird ihm schwer!
Keine Stunde Freudenleer!
Denn nach jeder Arbeit Last
Harret sein die süße Raft.

Engel fördern ihre Ruh,
Drücken beider Augen zu!
Ihrer keuschen Ehe Band
Krdnet Gottes Vaterhand.

Gott schenkt ihren Edhnen Muth,
Für die Jugend reges Blut!
Stärket ihren jungen Arm,
Macht ihr Herz für Freiheit warm.

Ihre keuschen Töchter blühen
Wie die Rosen, frisch und grün;
Ihrer Mutter Ebenbild,
Freundlich, sanft und engelsmild.

D'rob erfreut der Vater sich,
Und die Mutter, inniglich;
Ihr vereintes Dankgebet
Preist den Geber, früh und spät.

Gold hat keinen noch beglückt;
Eitler Ruhm und Ehre drückt;
Wer nach Würden hascht, greift Sand,
Wissenschaft ist oft nur Land.

Aber Weiber gab uns Gott!
Ohne sie ist Leben Tod!
Weiber leichtern jedes Joch,
Lieben uns im Himmel noch.

Der neue See.

Wollte man alle die Veränderungen be-
schreiben, welche der Erdboden seit der
Schöpfung erlitten hat, es würde ein Buch
werden, dicker als des hinkenden Boten
Zinsrodell. Daß die Hügel weichen und
die Berge wanken, das beweisen so viele
größere und kleinere Bergfälle und Felsen-
stürze in unserm Vaterland. Und was das
Wasser vermag, das haben die Anwohner
des Rheines, der Rhone, der Reuß, des

Tessins u. A. zu großem Schaden erfahren.
 Eine merkwürdige Erscheinung berichten
 die Zeitungen aus Frankreich. An einem
 Morgen, als die Bewohner des Dorfes
 Signes auf's Feld giengen, entstand ein
 Lärm, als wenn Kanonen abgeschossen wür-
 den. Die Leute erschrocken. Der Lärm
 dauert fort; Dunst und Staub stieg aus
 der Erde in die Höhe, und fiel als kothzi-
 ger Regen wieder herab. Die Luft war
 rein und ruhig und die Sonne schien hell.
 Mehrere Stunden hatte das unterirdische
 Donnern gewährt; als der Boden mehrere
 Klafter tief sich senkte, und einen Trichter
 bildete. Vierzehn Tage lang ward dieser
 Trichter immer größer. Jetzt drang Wasser
 aus dem Boden und erhob sich auf sechs-
 zehn Klafter. Das Wasser war trübe und
 röthlich. Nach und nach vergrößerte sich
 der Umfang des Trichters, und so entstand
 ein hübscher See, wo sonst trockener Boden
 war. Da heißt's wohl auch: die Gestalt
 dieser Welt geht vorüber.

Chümichueche.

Was wütsche doch die närr'sche Lüt
 Für schamperarig Sache!
 Es zahlet ihm fry z'vollmig nüt,
 U macht mi nume z'lache.
 Das Narrewerch ist doch es G'spött!
 U wenn ig öpvis wütsche sött,
 I wütschti Chümichueche.

We d'mi i d's Wirthshus führe witt,
 U witt no für mi zahle,
 U seist: säg nume Mul was witt?
 I danke z'tusimale.
 Cheu andri Wn u Bratis ha,
 I frage seligem nüt na!
 I wett — e Chümichueche.

Wär i Soldat i Frankernch,
 z'Paris, i d's Chünigs Garte,
 Wär Ufizier, u mira rych,
 I ließ mer o aufwarte.
 I seiti grad zu d's Chünigs Schoch,
 Bis doch so gut u mach mir doch
 E tolle Chümichueche.

So mänge fragt enandrena,
 So bald er o wott wybe,
 Was alles de sy's Meitschi cha?
 Schön singe? Lese? Schrybe?
 Und andri Chünst derglyche meh.
 I fragti nume hurti de:
 Chast Chümichueche mache?

U wär i e Chindbettima,
 U ließ es Chindli taufe,
 U sött de on es Mähli ha;
 I wett nit wit d'rum laufe.
 I seiti: hoch mira was d'witt!
 Doch numen eis vergiß mer nit!
 E tolle Chümichueche.

U g'wun ig i der Lotteren
 Mira grad tuffig Franke,
 I sprung u tanzti uf eim Bey,
 U chaufte feuf Pfund Anke,
 U brächt ne mir Frau hei i d's Hus;
 Da hesch, my Schatz! Jes mach' mer
 d'rus
 Süst nüt als — Chümichueche.

U wen ig i der Dmacht läg
 U wett schier gar vergeiste,
 Ihr meinet: er chunt nimme z'weg;
 Ihr wüsst ke Hülfe me z'leiste;
 So hilft no eis! Ihr werdet's g'seh!
 Heit ihr mir unter d'Nase de
 E warme Chümichueche.

Von der Kinderzucht.

Auf einem alten, beschmutzten und zer-
rissenen gedruckten Blatte fand ich ein Lied
über Kinderzucht, das Klagen enthält, die
leider noch jetzt wahr sind. Es fängt an:

Ach! Was muß man nicht ansehen,
Jetzt bei der betrübten Zeit.
Sollt's mir nicht zu Herzen gehen,
Oder schmerzen solches Leid,
Daß viel Eltern ihre Kinder
Ziehen also liederlich,
Daß sie werden große Sünder,
Ziehn des Vaters Schuld auf sich.

Dann klagt das Lied über allerlei allge-
meine Fehler, wie Hoffahrt, Geiz u. dgl.,
und kehrt dann zur Jugend zurück:

Oft ein Knäblein von fünf Jahren
Noch kein Vater Unser kann.
Merk nur auf! Du wirst erfahren
Ob es nicht schon fluchen kann!
Lügen, spotten, Leut' verachten,
Und der Vater lacht dazu!

Wer hat nicht schon dergleichen auch
in unserer Zeit erfahren? Wenn der Bote
Buben antrifft, die Obst stehlen, und er
will's ihnen wehren, so hat er nichts als
Scheltworte davon. Sind die Buben in
ihren Spielen, so hört man oft abscheuliche
Worte und Flüche. — Wohl giltet darum
vielen Aeltern noch jetzt die Warnung:

O du Vater! O du Mutter!
Straf dem Kind das Böse doch!
Greifst zu wenig nach der Ruthen,
Meinst: „es ist zu kindisch noch!“
Wirst du nicht das Zweiglein binden
Wird der Baum nie werden grad;
Nach viel Jahren wirst du finden,
Was die Zucht versäumet hat.
O wie g'fährlich thut es sehen,

So der Knab im Wachsen ist!
Alles wird da übersehen,
Wenn der Vater schläfrig ist.
Wirst du nicht den Sohn recht ziehen,
Weil er jung von Jahren ist,
Wird er alles Gute stehlen,
Grathen d'rauf in böse List.
Mutter! Siehst du gern spazieren
Dein ganz liebes Töchterlein,
Schon bei Zeiten kareffieren,
Ach! Das hat ein böser Schein.
Bind dir eine Ruth zum Schlagen,
Straf nur zu! Brichst ihr kein Bein.
Strafs, sonst wird's in spätern Tagen
Eine schlechte Dirne sein. 2c. 2c.

Man sollte meinen, in unsern Tagen,
wo alles von Erziehung und Schule schwagt,
sollte es besser sein; aber es ist leider nicht
so. Eben weil die Aeltern alles nur der
Schule überlassen, wird die häusliche Zucht
unterlassen. Was die Kinder von Natur-
geschichte, Geographie, Geschichte, und dem
Götzen des Zeitalters, „deutsche Sprache“
lernen, macht sie nicht besser und nicht
frömmere! Die Schule soll lehren; aber
erziehen müssen die Aeltern. Thun sie's
nicht, so binden sie sich eine Ruthe auf
ihren eigenen Rücken, und eine schwere
Verantwortung liegt auf ihnen.

Wem der Bote diese Anwendung ver-
dankt, kann dem Leser gleichgültig seyn.
Wahr ist's auf alle Fälle!

Untergang des Dampfschiffes auf dem Erie.

(Siehe die Vorstellung.)

Mit bewegtem Herzen erzählt der Bote
hier die Jammergegeschichte, von der gegen-
wärtig so viele Leute sprechen. Er nimmt



sie aus den Zeitungen, vorzüglich aber aus der kleinen Schrift: „Ausführliche Erzählung vom Untergange des Dampfschiffes Erie,“ gedruckt bei Jenni in Wien, im Weinmonat 1841.

Im Jahre 1840 faßten eine Anzahl unserer Oberländer den Entschluß, nach Nordamerika auszuwandern. Der Bote wird hienach ein eigenes Kapitel über die Auswanderung lesen; und hier nur erzählen, was geschehen ist. Die Ausgewanderten waren folgende: Christen Balmer, Drechsler und Schullehrer, seine Frau und fünf Kinder; Johannes Wägeli, Wagner, und seine Frau und acht Kinder; Susanna Mühlemann mit ihrem Knaben, Johannes Mühlemann und Elisabeth Mühlemann, drei Geschwister. Sie machten sämmtlich alle ihre Sachen zu Gelde, verließen im Frühling 1841 ihr Vaterland, und lebten der getroknen Hoffnung, jenseits des großen Weltmeeres Besseres zu gewinnen, als sie hier verlassen hatten. Leider Gott erbarm ist es anders gekommen. Aber es ist eine alte heilige Wahrheit: „Manchem dünkt ein Weg gut zu seyn, aber am Ende führt er zum Verderben.“

Durch Frankreich reisten sie und kamen glücklich nach der Seefahrt Havre, wo man sich gemeinlich nach Amerika einschiffet. Hier verdingeten sie sich zur Ueberfahrt auf ein Schiff, auf dem sie nun sechs volle Wochen wohnen und leben sollten, und richteten da ihre Haushaltung ein, so gut es geben wollte. Der Bote hat noch nie ein Schiff auf dem Meere absegeln gesehn. Aber einen Wagen voll Auswanderer hat er gesehn; und hat sich weggewendet, hat geweint und gebetet: Der Herr segne und behüte Euch! Und noch viel herzlicher und

wehmüthiger würde er so sprechen, wenn er ein Schiff voll Menschen absegeln sähe. Denn da muß es doch einem wohl eng um's Herz werden, wenn er so dahin schwimmt, das Land mit allen seinen Bäumen, Städten, Hügelu und Bergen ihm aus den Augen schwindet und er bald und mehrere Wochen lang nichts mehr sieht, als Wasser um sich her, und über sich den blauen Himmel.

Ja! Gut, wenn's immer blauer Himmel wär! Aber es kommt auch anders! Wenn der Himmel um und um schwarz wird, der Donner durch die Wolken rollt, die Blize um's Schiff her fahren, die Wellen haushoch sich erheben, Berge und tiefe Abgründe von Wasser Verderben drohen, und das Schiff, so groß wie eine große Landkirche, von Sturm und Wellen herumgeworfen wird, als wär es nur eine leichte Schindeltrücke; dann wird's anders, und Mancher, der das Beten lang vergessen hatte, probirt's wieder. Der Bote will's drum nie vergessen, wenn er schon auf dem festen Lande bleibt.

Indessen unsere Reisenden hatten abermals noch Glück. Nach zwei und vierzig Tagen langten sie wohlbehalten in Amerika an. Oh wie froh mögen sie gewesen seyn, als sie wieder festen Boden unter den Füßen hatten. Ich will hoffen, sie haben alle gesagt: Gott Lob und Dank, daß wir da sind. Denn Wasser unter den Füßen, Himmel über sich, aber keinen Gott im Herzen. Das ist ein gefährliches Reisen.

In New-York, einer berühmten Handelsstadt mit 312,234 Einwohnern, waren sie gelandet, und setzten gleich am folgenden Tag ihre Reise in's Innere des Landes fort, am 31. Februar. Sie bestiegen

ein Dampfschiff und reisten auf dem Flusse Hudson. (Ueber die Dampfschiffe und Dampfswagen sprechen wir ein andermal.) Glücklich kamen sie bis Buffalo, am See Erie, und hier bestiegen sie wieder ein Dampfschiff, das auch Erie hieß. Es waren folgende Schweizer: die Familie Wägeli, 10 Personen; Familie Balmer, 3 Personen; Familie Mühlemann, 4 Personen; Familie Wägeli, von Oberwyl, 7 Personen; Jakob Karlen, von Diemtigen, und die drei einzig geretteten Schweizer, Dirler, von Erlinbach, und zwei Brüder Dietrich, von Leisigen; zusammen 41 Personen. Mit den Deutschen mochten etwa 240 Personen gewesen seyn, die, ohne die Effekten, etwa 630,000 Franken bares Geld bei sich hatten. Am 10. August, Abends 4 Uhr, fuhren sie von Buffalo ab.

Ah! sie dachten wohl nicht, wie nahe sie dem gräßlichsten Tode waren! Kaum waren sie zu Bette gegangen, als ein gewaltiger Knall, als wenn man Felsen sprengt, sie aufschreckte. — Eine Flasche Serpentinöl, die zu nahe an der Maschine stand, versprang von der Hize, faßte Feuer, und im gleichen Augenblick war das Schiff im Brand! — Wohl waren Rettungsmittel auf den Fall eines Unglücks im Schiffe; Rüstungen zum Schwimmen, Eimer zum Löschen u. dgl. Aber wegen dem schnell überhand nehmenden Brande konnte man nicht mehr dazu gelangen. Man setzte wohl das Boot aus, aber voll Angst und Schrecken stürzten sich die Leute so übereilt hinein, daß es umschlug und die Leute versanken; so gieng's dem ersten, so dem zweiten und dritten. Wer nicht schwimmen konnte, hatte nun

nur die Wahl in's Wasser zu springen und zu ertrinken, oder im Schiffe zu verbrennen. Das erstere versuchten in der Angst Mehrere, und Einigen ist's mit Gottes Hülfe gelungen. Die andern starben elend in den Flammen oder im Wasser. Der Kapitän, der so lange als möglich auf seinem Posten blieb, ehe er an seine eigene Rettung dachte, war genöthigt, die armen Kinder ins Wasser zu werfen, damit sie nicht langsam und elend verbrennen müßten. — Der Bote legt die Feder weg und trocknet sich die Augen! —

So gieng das Schiff zu Grunde! So kamen die Unglücklichen um's Leben, im Feuer oder im Wasser. Gerettet wurden kaum 30 Personen, darunter eine einzige Frau, und Kinder gar keine. Wer im Wasser schwamm, ergriff irgend ein Stück Holz, ein Ruder, ein Brett, einen Balken, und hielt sich so über dem Wasser. — In Dünkirchen erblickte man den Brand, und zwei Dampfschiffe eilten zu Hülfe. Aber da es sehr weit war, so kamen sie beinahe zu spät. Doch fröhe genug, um die armen Schwimmenden aufzunehmen, und von 240 Menschen wurden nur 31 gerettet.

Wer kann diese erbärmliche Geschichte mit trocknen Augen lesen? Ah! die Unglücklichen! Sie konnten wohl seyn im lieben Vaterland. Aber es war ihnen nicht gut genug; sie wollten es besser haben, und was haben sie gefunden? Einen schauderhaften Tod! Ferne sey es von uns, ein liebloses Urtheil über sie zu sprechen! Ferne von uns der Glaube, als wären sie schlimmer gewesen als andere. Nein! Aber dauern wollen wir sie um ihres traurigen Schicksals willen, und Gott bitten, daß er ähnliche Unglücke verhüte!

Ueber die Auswanderungen.

Es war eine Zeit, der Schweizer war nicht aus seinen Bergen zu bringen, und er klebte im Boden, auf dem er geboren war, wie der Baum, der mit ihm aufwuchs. Und kam er je aus der Heimath heraus, so befiel ihn eine eigene Gemüthskrankheit, das Heimweh; ein stiller Trübsinn, eine unwiderstehliche Sehnsucht nach heim; eine Krankheit, an der wirklich nicht Wenige gestorben sind. Es war die Liebe zum Vaterlande, eine treue Anhänglichkeit an die Seinen, an das Alte, durch Gewohnheit lieb gewordene. Ja, gar Viele konnten es nicht aushalten, wenn sie nur vom Dorfe in die Stadt kamen! — So war es sonst!

Jetzt ist es anders. Seit mehreren Jahren ist ein Geist der Unzufriedenheit in unser Volk gefahren: ein blindes Hinausstreben aus seiner Lage, seinem Stande, seinen Umgebungen; ein Hysterstreben nach einem fernen, unbewussten Ziel; ein Jagen nach Etwas, wovon man keinen bestimmten Begriff hat, kurz etwas ganz Anderes, als das Evangelium will, wenn es sagt: „Strebet nicht nach hohen Dingen! Großer Gewinn ist es, so Jemand gottselig ist, und lasset ihm genügen.“ Aber diese Genügsamkeit fehlt eben so gar Vielen. Aber eben der Hunger nach Mehr, nach Viel, der ist's, der die Leute her austreibt aus dem lieben Vaterlande.

Der geneigte Leser merkt von selbst, daß der Bote hier nicht sein eigen Lied singt; denn so kann er's von ihm selber nicht; er hat's einem gewissen Herrn abgehört, aber es ist ihm doch wie aus dem Herzen geschrieben. Er fragt: was fehlt den Leuten hier? was suchen sie jenseits des Meeres in Amerika?

Wollen sie mehr bürgerliche Freiheit? Aber du liebe Zeit, jetzt ist ja Alles frei; seit die Galgen abgeschafft sind, bedienen sich ja sogar die Schelme der Freiheit. Jeder kann ja ein Gewerbe treiben, was er will, wenn ers auch nicht versteht, nicht gelernt hat.

Wollen sie mehr religiöse Freiheit? Aber da ist ja wiederum Jeder frei, zu glauben, was er will; jeder unbelesene Schuster und Schneider kann ja Versammlungen halten und predigen; kann die Kirche und die Predikanten schimpfen, und die Leute hinterfür machen; Keiner braucht mehr seine Kinder taufen, seine Ehe kirchlich einsegnen zu lassen! Auch da fehlt es nicht an Freiheit. Ja es scheint mir beinahe, die guten Leute haben zu viel Freiheit, wissen nichts damit anzufangen, und es geht ihnen, wie's im Lied heißt:

Je mehr er hat, je mehr er will,
Nie schweigen seine Klagen still!

Die Zäune sind niedergedrückt, die Geißen laufen wohin sie wollen, und suchen in der Weite besseres Futter!

Was wollen denn alle diese Leute? Hurtig, geschwind reich werden; und das kann man in Amerika, meinen sie, und zwar ohne Mühe, meinen sie; da wächst alles von selber, meinen sie, und die Lauben fliegen einem gebraten in's Maul, und die Berge sind von lauter Gold, und — „we me nüt het, so geit me gahne Sau nã“ meinte jene Frau! So meinen die guten Leute! Das treibt sie fort: hurti rych z'werde! Und so verlassen sie Vaterland, Freunde und Verwandte. Lassen den Spaz fliegen, den sie in der Hand haben, und wollen dafür eine Taube fangen, die jenseits des großen

Weltmeeres, in Amerika, in den Wäldern fliegt!

„Ja, sagen sie, unser Land ist überfüllt, wir haben nicht mehr Platz daheim!“ Kurios! Eine Menge Fremde kommen in unser Land; und darunter Manche, die besser daheim geblieben wären, wenn sie — dürften! Diese finden Platz genug; sie setzen sich fest; ihr gebt ihnen Bürgerrechte, wohl gar umsonst, und laßt dafür eure Landsleute, eure Freunde und Verwandten in einen fremden Welttheil auswandern! Das will mir nicht recht zu Kopfe!

Hört nun noch Einiges von dem, was die deutsche Gesellschaft in Nordamerika denen schreibt, die Lust haben auszuwandern: „Zuvörderst ist es sehr rathsam, daß Jeder sich wohl prüfe, ob seine Vermögensumstände, seine Anlagen, sein erlerntes Handwerk, sein Alter und seine Gesundheit auch dienlich sind, ein solches Unternehmen auszuführen; denn gar Mancher, der unüberlegt den Schritt gethan, hat — aber gewöhnlich zu spät — es bitterlich bereut.“ Also Vermögensumstände: „Ob nach den Ausgaben der Reise bis an den Hafen, wo man sich einschiffet, seine Unkosten dort, und die Ueberfahrt, ihm noch genug übrigbleibe, um weiter in's Land zu ziehn, und wenn er am Orte angelangt ist, sein Land zu bezahlen. — Was wollen nun alle die, welche Geld zusammenbetteln, um nach Amerika auszuwandern?

Er prüfe seine Anlage und Sinnesart, ob er in einem Lande, wie dieses, wo der Mensch erfinderisch seyn muß, sein gutes Fortkommen finden werde. War er daheim mürrisch und unzufrieden, so wird er das hier gewiß auch seyn, und gewiß auch Ursache zu klagen finden. — Heh! Wie stehts da um die gebratenen Tauben?

Ist der Mensch jung, so kann er sich noch in manches fügen; hat er aber erst ein gewisses Alter erreicht, dann wird es ihm sehr schwer werden, von seinen Gewohnheiten abzugehen, und wir möchten keinem über 45 Jahre rathen, hieher zu kommen, um so weniger, wenn er nicht ganz gesund und robust genug ist Entbehrungen, Anstrengungen, schnellen Witterungswechsel, große Hitze und schneidende Kälte ertragen zu können.“ Heh! Wo ist da das Geld, das man wie Steine auf den Gassen aufliegt?

„Wem es aber an den nöthigen Mitteln fehlt, sich und seine Familie wenigstens eine Zeit lang hier ernähren zu können, der bleibe ja lieber weg!

Nur kräftige, fleißige Leute, die sich in üble Lagen zu fügen, und sich zu rathen und zu helfen wissen, und sich keiner Arbeit schämen, passen für dieses Land. Wer da glaubt, ohne Geschick und Arbeit ein Fortkommen hier zu finden, wer sich einbildet, ein behagliches Leben hier führen zu können ohne Anstrengung, der bleibe ja zu Hause, denn er würde sich sehr getäuscht finden.“

So schrieb die deutsche Gesellschaft in Nordamerika, wie des Weiteren zu lesen steht in dem National-Kalender für die deutschen Bundesstaaten auf das Jahr 1836. Und da es seither für die Auswanderer eher schlimmer dort geworden ist, so mag Jeder, den der Kizel sticht, jeden Morgen nüchtern diese Warnung lesen. Es wird ihm besser thun, als — Bähwasser und Branntwein.

Schulmeisterweisheit.

Der Bote erklärt noch einmal, daß er für einen rechten Schulmeister, der seine

Sache gründlich versteht und treulich verrichtet, alle Achtung hat. Aber es sind eben nicht alle rechte Meister im Schulhalten; und gar oft sind diejenigen, die sich am meisten einbilden und den Kopf am höchsten tragen, eben am wenigsten auf festem Boden gefuget, und machen mehr Wind. Hier einige Beispiele zur Warnung:

1) Bei einem Schulmeisterexamen sollten die Bewerber einen Aufsatz machen über die Frage: Wie soll ein Schullehrer seine Schüler behandeln? Da fing denn einer seine Arbeit also an: „Vor Allem aus muß der Schullehrer wissen, was er für ein wichtiger Mann ist!“

2) Im Frühling 1842 begann ein Schulmeister sein Examen damit, daß er eine halb Stunden lange Rede hielt, und diese mit den Worten schloß: „Hiemit erkläre ich das Schulexamen für eröffnet! Welche Eitelkeit, als wäre der Schulmeister Präsident und nicht Schulmeister.“

3) Ueberhaupt begreifen Viele ihre Stellung als Primarlehrer nicht, sondern geberden sich wie Professoren einer Akademie oder gar Hochschule. Sie mögen oder können nicht katechisiren, nicht mit geschickten Fragen geschickte Antworten heraussuchen, sondern sie doziren, reden in einem fort, wissen und fragen nicht, ob die Kinder begreifen, sondern fragen höchstens: „ist's nicht wahr?“ — Das aber ist höchst ungeschickt, und bringt keine Frucht.

4) Jener Schulmeister begreift seine Stellung und Pflicht auch nicht, der den Winter über die Abendstunden dazu anwandte, junge Bursche im Komödienspielen zu unterrichten, und dann an einem Sonntag im Frühling, gerade vor der Kinderlehre mit Musik und dem ganzen Zug durch's Dorf zog und auf

den Komödieplatz, so daß der Pfarrer zur Kinderlehre die Kirche leer fand. — Wer ein Komödiant seyn will, soll nicht Schulmeister seyn!

5) Und wenn so mancher Schullehrer nie in einer Kinderlehre, und nie in der Predigt erscheint, als wenn er Publikationen verlesen muß, ziemt das einem Schulmeister, der die Kinder zur Gottseligkeit anleiten soll?

So lauten die Nachrichten, die der Bote von der Sache hat. Mögen sie zu guter Lehre und Warnung dienen.

Lustig angeführt.

Ein berühmter, längst verstorbener Maler hatte eine Magd, die eine unermüdlige Plaudertasche war, und stundenlang am offenen Fenster stehn und mit den Nachbarinnen schwätzen konnte. Das ist aber nicht das Merkwürdige, das ich erzählen will; denn solcher Plauderinnen giebt's viele. Aber der Maler war ein Spasmmacher. Er malt das leibhaftige Bild seiner Magd, und als sie einmal nicht daheim war, stellt er das Bild an's offene Fenster. Gleich kommen die Nachbarinnen herbei, fangen an zu plaudern, rasoniren über ihre Herrschaften, wie denn das so der Brauch ist. Aber als die Magd kein Wort Bescheid giebt, und ganz gegen ihre Gewohnheit, immerfort schweigt, so thaten sie die Augen besser auf, sahen, daß sie angeführt waren, schlichen Kaput davon, und die Magd und sie waren bald das Gelächter der Stadt. — G'schet ech recht!

P e d i g i o n

an den Tit. Gemeinrat zu Ypsilon.

Der Unterschrieben Mus euch syn Gländ klagen, das er im Schullhus ausstath und nicht mehr syn kann, von wegen denen

rathMüsen wo im Hus sind, das sy alli nächst ein Lärmen machen wie gspänster, und umenfahren in der Stuben und mir die Schu mit sant den Ringgen fressen, und die safur vom Tisch schleipfen und ich kein nacht Rütwig schlafen kann; und die Husfrau zu Nacht ihr fleis Kind in den hußgang stellt das ich drüber fallen muß, und das kind schreit und syn mutter branzet bis in alli nacht. Das ich auch in der Kuchi schlafen mus das mir myn Speck und Rübeli im Kemi nit gsthole werd: ist myn Bigeren an euch erendi vorgisestli und gimein Raten das ier mir ein Anderes losament schafet, wo keini rathMüs und keini Husfrau ist und verbietet mir niemer Speck und Würst stelen solli.

Verbleibi euer vielgeliebter M. M.

Alte Leute.

Man hört wohl gerne von sehr alten Leuten erzählen; nicht nur weil es etwas Seltsames ist, wenn einer hundertjährig wird, sondern weil man im Stillen dabei denkt: „Heh! we daß so alte worden ist, so chan i sauft o so alte werde.“ Darum will der Bote jetzt einige Exempel erzählen.

Im Christmonat 1837 starb in England John Gordon in einem Alter von 132 Jahren. Sein Sohn war 95 Jahre alt, und sein Großsohn 73 Jahre. Der Großvater war noch munterer, als der Sohn und Großsohn. — Lisebethli! Rechne mir geschwind, wie alt waren alle drei zusammengenommen?

In einem Spital in Frankreich lebte noch 1839 eine Frau von 116 Jahren, und war noch sehr munter. Sie hat die Regierung von König Ludwig dem XV., Ludwig dem XVI., die ganze blutige Revolutionszeit, den ersten Consul Bonaparte, den Kaiser

Napoleon, kurz, das Alles überlebt, was die ganze Welt erschütterte, und hoffte noch länger unter dem König Ludwig Philipp zu leben. G'segott!

Im Jahr 1838 starb zu Zillau Andreas Kamin im 113ten Jahre. Er war noch einer von denen, die im siebenjährigen Kriege gedient hatten. Er hatte fünf Frauen gehabt. — (Nu! daß ma mer bypvis usg'stande ha! Da brucht e kes Fegfür!) Die Zahl seiner Kinder war 25, von denen keines ihn überlebte. Der jüngste Sohn war im siebenzigsten Jahre gestorben. Der hat also einen langen Krieg mitgemacht, hat manchmal mit dem Tode gespielt, und ist doch sehr alt geworden, und Mancher im tiefen Frieden, ohne besondere Lebensgefahren, stirbt frühe. Woher mag das kommen? — Denk daran und werde gescheid, dieweil du noch kannst!

Guter Rath für die, so absolut reich werden wollen.

Zeit ist auch Geld! Der Faulpelz, der Müßiggänger, der Stoker und Plauderer auf allen Gassen verliert nicht nur seine Zeit, sondern auch das Geld, das er indessen hätte verdienen können. Spare die Zeit und du wirst Geld ersparen.

Kaufe, wenn man dir eine Waare zum Kaufe anbietet; verkaufe, wenn man eine Waare von dir zu kaufen verlangt. Das gab ein reicher Handelsmann zur Antwort, als ein Anderer ihn fragte: wie muß ichs machen, um reich zu werden? Im ersten Falle kauft man um geringen Preis, im andern verkauft man um einen höhern Preis.

Scheu mehr die kleinen Ausgaben, die man täglich, als die großen Ausgaben, die man selten macht.

Wer täglich nur 1 Kreuzer unnütz ausgiebt, hat am Ende vom Jahr schon 9 Franken 1 Baken 1 Kreuzer verschwendet. Täglich um 1 Baken Branntwein oder Tabak, macht im Jahr schon 36 Franken 5 Baken. — Wer nicht auf den Kreuzer achtet, kommt nie zum Baken; und wer einen Baken nicht achtet, kommt nie zum Thaler. — Eben dahin zielt folgendes Wort:

Was besser ist als eine Laus,
Das nimm du klüglich mit in's
Haus.

Viel kleine Gewinne machen endlich auch einen großen; viel Kreuzer machen auch Thaler. Der Krämer, der Handwerker, der meint, es lohne sich nicht der Mühe um einen Halbbaken gute Worte zu geben, verscheucht auch die Kunden, die mehr bringen.

Viele Leute sind nur darum über nichts gekommen, weil sie eine Menge Sachen spottwohlfeil gekauft haben. Alles was du ohne Noth kaufest, ist zu theuer bezahlt. Das trifft z. B. die, welche an alle Steigerungen laufen, und kaufen, weil sie meinen: es ist wohlfeil!

Es ist besser ein Gewerbe allein, als in Gesellschaft mit Andern zu treiben. Solche Gesellschaften, Associationen gerathen selten gut. Nimm dich zweimal in Acht, wenn ein Gewerbsmann einen Gesellschafter sucht!

Der Hab' ich ist besser, als der Hätt' ich. Rechne nie sicher auf eine Einnahme oder Gewinn, bis du sie hast. Weise keinen Schuldner ab, der Geld bringt. Wer weiß, ob er wieder kommt! Wer weiß, ob er ein andermal bezahlen kann.

(Wird fortgesetzt).

Der Storch.

Eine Volksrede, gehalten auf Petri Stuhlfeier 1842.

Was steht ihr da, Alt und Jung, und gast euern alten Kirchthurm an; als hättet ihr ihn noch nie gesehn? Aha! der Storch steht darauf, und hat viel Redens! Es ist freilich ein kurioses Kuderwelsch! Aber ihr versteht ihn doch. Er sagt: da bin ich wieder, und hinter mir her kommt laue Luft und dann der Frühling mit seiner Pracht und Herrlichkeit! — Nun, du lieber Bote, sei willkommen! Du bist's wohl werth, daß wir eine Betrachtung über dich anstellen.

Seht, wie er da steht und den Kopf hoch trägt, und auf Stelzen geht! Meint nur nicht, er thuts aus Hochmuth. Bewahre! Er begehrt nicht einmal Sigerist zu werden, geschweige dann Gemeinrath oder gar Rathsherr, wie der A. und der B. und C. und hundert Andere. Er steht nur darum so hoch und hebt den Kopf auf, daß er sehn will, wo es etwas für ihn zu thun giebt. Er streckt den Schnabel vorwärts; aber nicht wie z. B. der Rudi, der in alle Küchen schmeckt, und wissen will, was in jedem Hafen kocht. Ueber seine rothe Nase sollt ihr nicht lachen! Er hat sie nicht im Wirthshaus geholt, wie der D., der E., der F. und hundert Andere, und sie kostet ihn darum auch nicht so viel Geld, wie dem Gygersepli seine kostet. Schauet seine Kleidung; da ist nichts von der Mode! Er machts nicht, wie eure hoffärtigen indiennigen Meitli, die vor Marrethei nicht wissen, wie sie daher kommen wollen. Wie sein Urähni trägt er ein weißes Burgunderhemmsli, und damit er's bei der Arbeit nicht beschmutzt, hat er schwarze Stöbli an den Armen. Ich denke, die Schreiber-

diener haben es von ihm gelernt! Die rothen Strümpfe, die er Jahr aus und Jahr ein trägt, das waren Urgroßmüttis Sonntagsstrümpfe. Ja, schauet! er hält seine Vorältern in Ehren, und machts nicht, wie der G. und H. und J. und hundert andere Lappenen, die kaum noch Metti und Mütti kennen; aber librement vergesse, was alles si minder hätten, we der Großätti und der Mehni mit scho für si g'sorget hätten. — Erakt ist er! Eher fehlte der Prattigmacher, als er. Wenn Petri Stuhlfeier rückt, so kömmt er, und sollte er in Egypten am Nilfluß Frösche finden, so viel als in Nydau. Er kommt nicht hintenach, wie eine gewisse Frau in die Predigt, damit alle Leute sie anschauen. Ein guter Ehemann ist er! Er kommt allemal zuerst; schaut nach, was etwa der Winter an seinem Hause verderbt hat; er machts froß zurecht; und erst, wenn Alles in Ordnung ist, geht er seinem Fraueli entgegen und holt sie. Er machts nicht, wie der K. und L. und hundert andere Lappenen, die drauf los heurathen, wenn sie schon keine Hand voll eigenes Stroh, geschweige ein Bett haben. Er ist ein gemeinnütziger Bürger. Nicht wie die von M. und N. und andern Orten, die meinen „gemeinnützig heißt: von der Gemeinde so viel nützen, als möglich.“ Konträri! Er nützt der Gemein. Er räumt überall auf, wo er etwas Unsauberes findet, Frösche, Blindschleiche, Schlangen, Moli u. dgl., und er mauset sogar unentgeltlich für die ganze Gemeinde! — Vorzüglich ist aber das zu rühmen, daß er weder politischer Parteimann, noch Sektirer ist; keine Volksversammlungen und keine Stündeli besucht, und eben darum mit aller Welt in Friede und Liebe lebt!

Jetzt b'hüt ech Gott. Ihr wüßt jetzt B'scheid!
D wäret ihr Alli wie d'Storche g'scheid.

Wer fragt, der vernimmt.

Der Bote wird gar oft über Dinge gefragt, die er selber nicht versteht. Aber dann macht er's, wie jener junge Schulmeister. Wenn den die Buben überfragten, so sagte er: „ich kann euch das jetzt nicht sagen, ich will daheim den Metti fragen.“ Da fragt mich Mancher: „Du! was ist ein Dissenter? ein Separatist? ein Sektirer? u. dgl. Das ist Latein, denk ich, und frage einen Pfarrer, und kann's jetzt auch sagen.“

Dissenter ist eigentlich Jeder, der in einer Sache nicht so denkt, wie die meisten Andern. Man braucht gemeinlich dieß Wort von denen, die besondere Religionsmeinungen haben.

Separatisten, Abgesonderte, heißen diejenigen, die um ihrer besondern Meinungen willen sich von der Kirche, der allgemeinen Christengemeine, absondern, und nichts mehr mit ihr zu thun haben wollen.

Wenn sie nun mit andern Gleichgesinnten sich zusammenthun, eine eigene, kleine, getrennte Gemeinde stiften und Versammlungen halten, so sind sie Sektirer.

Der geneigte Leser ist nun schon so geschick, daß er begreift: das sind keine Scheltworte. Man kann das alles sehn, und doch ein ehrlicher Mann und sogar ein frommer Christ dabei! Z. B. ein Wiedertäufer ist ein Dissenter, denn er denkt über die Taufe und Anderes nicht so, wie die allgemeine Christengemeine. Er ist Separatist, weil er sich von uns in kirchlichen Dingen trennt. Er ist Sektirer, weil er sich mit Seinesgleichen in eine besondere Gemeinde vereint. — Ob man aber wegen ungleichen Meinungen sich so leicht von der Kirche trennen soll; ob man Sekten stiften und verbreiten, und

damit das Band des Friedens zerreißen,
und die öffentliche Ordnung stören darf, das
will der Bote nur fragen? — Er für seinen
Theil meint, daß Einigkeit besser sey, als
Zwietracht: daß die Liebe das größte Gebot
ist, und daß sie Alles, auch ungleiche Reli-
gionsmeinungen erträgt, und daß da, wo
man sich darum absondert, diese Liebe nicht
vorhanden ist.

Ein schönes Exempel.

„Aber Hans! Wie heßt du doch möge dem
Peter am Sundig z'Gfatter stah? Er ist ja
e Stündeler, und er u s'ns Wyb laufen in
alli Versammlige!“ — So fragte Einer. Und
der alte Hans antwortete: G'schau! d'Sunne
schynt wäger so heiter uf s'ns Hüsli als uf mys,
u sy Acher steit so schön als myne, u sy Matte
ist sauft so grün als myni! Da han-i dächt:
wes üse Herget so gut mit Petere meint as
mit mir, warum sött is böß mit ihm meine?

Trinklied,

am letzten Abend des Jahres zu singen.

Des Jahres letzte Stunde
Ertönt mit erstem Schlag.
Trinkt, Brüder, in die Runde,
Und wünscht ihm Segen nach.
Zu jenen alten Jahren
Entflieht es, welche waren;
Es brachte Freud' und Kummer viel,
Und führt' uns näher an das Ziel.

In stetem Wechsel kreiset
Die flügelschnelle Zeit;
Sie blühet, altert, greiset,
Und wird Vergessenheit.
Raum stammeln dunkle Schriften,
Auf ihren morschen Gräften;

Und Schönheit, Reichthum, Ehr' und
Macht,
Sinkt mit der Zeit in öde Nacht.

Sind wir noch alle lebend,
Wer heute vor dem Jahr,
In Lebensfülle strebend
Mit Freunden fröhlich war?
Ach! Mancher ist geschieden,
Und liegt, und schläft im Frieden!
Klingt an, und wünschet Ruh' hinab
In unsrer Freunde stilles Grab!

Wer weiß, wie mancher modert
Uns Jahr, versenkt in's Grab!
Unangemeldet fordert
Der Tod die Menschen ab.
Trotz lauem Frühlingswetter
Wehn oft verwelkte Blätter!
Wer von uns noch bleibt, wünscht dem
Freund'
Im stillen Grabe Ruh', und weint!

Der gute Mann nur schliefet
Die Augen ruhig zu;
Mit frohem Traum versüßet
Ihm Gott des Grabes Ruh'.
Er schlummert kurzen Schlummer
Nach dieses Lebens Kummer;
Dann weckt ihn Gott, von Glanz erhellet,
Zur Wohnne seiner bessern Welt.

Auf, Brüder, frohen Muthes!
Auch wenn uns Trennung droht,
Wer gut ist, findet Gutes
Im Leben und im Tod.
Dort sammeln wir uns wieder
Und singen Jubellieder.
Klingt an, und gut seyn immerdar!
Sey unser Wunsch zum neuen Jahr.

